

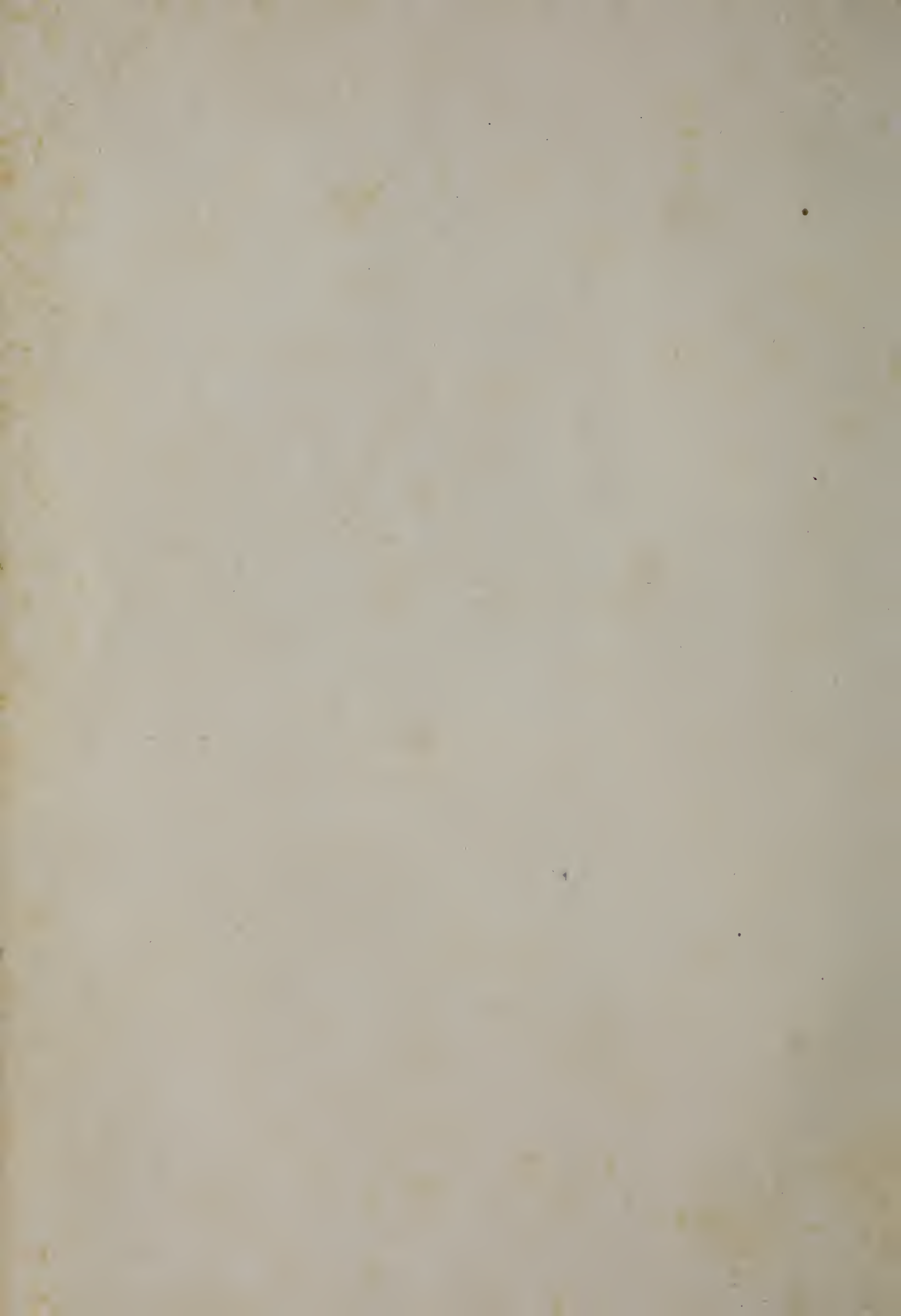
Benjamin Franklin

Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika.

Von

W. O. v. Horn.

Wiesbaden,
Julius Niedner.







Stahlstich v. Carl Mayer's Kunstanstalt in Nürnberg.

Benjamin Franklin.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Benjamin Franklin.

Lebensbild eines Ehrenmannes aus Amerika.

Der Jugend und dem Volke erzählt

von

W. O. von Horn,

Verfasser der Spinnstube.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagshandlung.

I.

Ueber das Weltmeer hinüber müssen wir, liebe Leser, dießmal, wenn auch nur in Gedanken schiffen, um zu dem Manne zu gelangen, den ich auf dem Titel dieses Büchleins einen Ehrenmann aus Amerika genannt habe. Daß er diese Bezeichnung verdient, dürft Ihr mir schon im voraus glauben; denn ich bin mit dieser Bezeichnung nicht eben freigebig; Ihr seid es aber gewohnt, daß ich Euch nur solche Männer vorführe, von denen Ihr lernen könnt, oder deren Leben und Thun für uns Alle von einer tief eingreifenden Bedeutung geworden ist. Wenn ich dabei einmal Euch über die Grenzen unseres deutschen Volkes und Vaterlandes hinausführe, so liegt da nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen unser liebes deutsches Volk und Vaterland zu Grunde, sondern der Gedanke, das wahrhaft Achtungs- und Ehrenwerthe vor Euch hinzustellen, wo es sich auch finden mag, aber auch der andere, Euch je mehr und mehr mit anderen Völkern, Ländern und Sitten bekannt zu machen, was jedenfalls bildend und vortheilhaft ist.

Es ist wieder ein Mann, der mit dem Blicke und Herzen nach Oben gerichtet seinen Lebensweg antrat, ging und vollendete; ein Mann, der aus dürftigen und beschränkten Lebensverhältnissen hervorging und sich mit Gottes gnadenreicher Hülfe zu einer hohen Stufe in seinem Vaterlande erhob; ein Mann, der auf der Bahn des Erkennens sich zu einer Höhe emporschwang, die ihm die volle Anerkennung der ganzen gebildeten Welt erwarb, mehr aber noch als das: der durch Redlichkeit und Rechtschaffenheit, durch Sittlichkeit und Treue sich die allgemeinste Hochachtung und Liebe gewann, nicht blos in Amerika, sondern, ich darf das im voraus sagen, in der ganzen Welt, die seinen Namen und seine Verdienste kennt.

Das ist viel gesagt, aber ich denke, wenn wir mit einander ihn von seinem Ausgange in dieser Welt bis zu seinem seligen Ende begleiten, wird sich uns dieß Urtheil selbst aufdrängen, und Ihr, liebe Leser, werdet mit mir vollkommen darin übereinstimmen.

Alte und Junge unter uns werden aber in dem Thun und Lassen dieses Mannes Vieles finden, das werth ist, daß wir es nachahmen und es uns aneignen. Geb's der Herr! Das ist mein herzlichster Wunsch.

Franklin war ein Amerikaner von Geburt, obwohl nicht alle seine siebzehn Geschwister in Amerika geboren waren, denn sein Vater war ein Eingewanderter aus England.

Die Familie Franklin's lebte seit Jahrhunderten als

Freisassen (Franklin heißt eigentlich ein Freisasse, das heißt ein freier Landbesitzer) auf einem kleinen Lehensgute in dem Dorfe Ecton in Northamptonshire in England. Das Gut war klein, und die Familie hatte sich verzweigt. Da reichte das, was der Boden bringt, auch wenn's der fruchtbarste ist, nicht hin, das liebe Brod für Alle zu geben; daher mußten Hammer und Ambos weiterhelfen, was sie auch getreulich thaten; denn jedes Handwerk hat einen goldenen Boden, wenn's Einer tüchtig führt und treibt, besonders wenn es zu denen gehört, die dem täglichen Leben, dem nothwendigen Verkehre dienen und nicht der unseligen Mode, die alle paar Monate ihre Formen ändert. Das Schmiedhandwerk weiß nicht viel von Mode und solcher Thorheit; die Fabriken können es nicht brach legen. Man hat's alle Tage nöthig, besonders im Landbau. Alle Vorfahren B. Franklin's waren derbe, kräftige Schmiede, sein Vater auch, bis — er nach Nordamerika ging, das damals noch ganz und gar England gehörte.

Es ist gewiß verwunderlich, aber tausende von Fällen bestätigen es, daß selten einer das Geschäft, das Handwerk in Amerika forttreibt, welches er in Europa getrieben. Heute ist es so, und als im Jahre 1682 Franklin's Vater nach Amerika zog, war's schon geradeso; denn er blieb auch kein Schmied!

Wenn er aber sein ehrlich Auskommen hatte, warum zog er denn nach Amerika? fragt vielleicht mancher Leser. Herrschte denn damals schon das Amerikafieber wie vor

15 oder 20 Jahren und auch später noch bei uns, das die Leute kapitaltoll und stockblind machte?

Lieber Leser! es gibt Beweggründe, die jenem sogenannten Amerikafieber fremd sind und doch eine mächtig zwingende Kraft haben. Gib Acht! Deine Religion, Dein Glaube ist Dir heilig. Es verletzt Dich schon tief und gewaltig, wenn ein Mensch Dir ihn mit Spott oder Hohn frevelnd antastet oder Dich in seiner frommen Ausübung stören will. Wenn aber Deine Landesregierung Dich Deiner Religion wegen verfolgte, wenn sie die freie Ausübung Deiner Religion Dir wehren oder verbieten wollte, dann frage Dich, ob Dir nicht die theure Heimath leidig werden könnte, und Du willig würdest, lieber weit weg zu ziehen dahin, wo Du Deines Glaubens leben könntest?

Die Religion ist ein so theures Gut, daß der Mensch, der sie treu im Herzen trägt, lieber Alles hingibt als sie. Wie Viele sind um ihres Glaubens willen gestorben, als die Kaiser der heidnischen Römer die Christen verfolgten Jahrhunderte lang? Wie Viele haben in alter und neuerer Zeit Heimath, Hab und Gut verlassen und sind in fremde Länder gezogen, wo sie frei und ungefährdet ihren Glauben bekennen und ihrem Herrn in ihrer Weise dienen konnten? Denket nur an die Hugenotten in Frankreich, an die Salzburger und Zillerthaler!

Auch damals, um das Jahr 1682, gab es Religionsbedrückungen und Verfolgungen in England unter König Karl II, und Josiah Franklin, der Schmied von Ecton,

war bald entschlossen, nach Amerika auszuwandern, wo er seinen Glauben frei und ungestört bekennen konnte.

Er verließ seine Heimath, seine Gefreundeten, wie einst Abraham, und wandte sich einem Lande zu, das ihm sein Gott und Herr, wie er mit gläubiger Innigkeit überzeugt war, zeigen würde.

Mit Weib und Kindern schiffte er über das Weltmeer in gläubiger Hoffnung und hatte es niemals zu bereuen.

Wohl mochte er denken: drüben in dem Lande, das du suchst, wirst du deinen Ambos aufstellen, deine Kohlen anblasen, deinen Hammer schwingen und das Eisen recken und dehnen wie zu Ecton in Northamptonshire; denn die Leute dort brauchen auch Eisengeräthe, Ketten, Räderschienen und Hufbeschlag für ihre Gäule wie hier zu Lande; diese werden auch in Amerika nicht immer gesund bleiben, und als Kurschmied hast du schon zu Ecton manchen Schilling verdient. So mochte der ehrenwerthe Mann, der gern arbeitete, um für seine liebe Familie Brod zu verdienen, denken, und solche Gedanken sind die rechten, wenn man in ein fremdes Land einwandert; denn die deutsche sprüchwörtliche Redensart ist immer und überall wahr, daß Einem die gebratenen Tauben nicht in den offenen Mund fliegen, und man nur zubeissen darf, um sie zu verspeisen, ja nicht einmal eine gebratene Kartoffel, obgleich die in Amerika, wenn auch nicht in Nordamerika, sogar noch wild wachsen. — Nein, „im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen," hat der Herr gesagt,

als er unsere Urältern zur Strafe für ihre Sünde aus dem Paradiese ausschloß, und das gilt uns Allen fort und fort. Der Apostel Paulus aber sagt: „wer nicht arbeitet, (das heißt nicht arbeiten will) der soll auch nicht essen.“

Josiah Franklin war ein treufrommer Mann, und ein solcher ist auch treufleißig und will seinem Berufe treulich leben. Einem solchen fehlt es auch nie am lieben Brode, denn der Herr segnet den, der das Wort in seinem Leben wahr macht: „Bet' und arbeit'!“

Die Seefahrt ging gut ab, das Schaukeln und die allerdings abscheuliche, aber nicht tödtliche Seekrankheit abgerechnet, ohne die von Hundert keine Zehn über's Meer kommen. Wie gesagt, unangenehm ist sie und abscheulich, (und ich rede da aus eigner Erfahrung!) aber sie schadet nicht und hört auf, wenn man Gottes festen Erdboden wieder unter seinen Füßen hat. Aber dann kommt auch ein Appetit, daß es eine Art hat, und Appetit erinnert wieder an das liebe Brod, und da es mit den gebratenen Tauben nichts ist, so muß der, den es hungert, an's Arbeiten denken, wie Josiah Franklin auch, als er mit seinem lieben Weibe und einem Häuflein kräftiger Kinder in Boston an das Land stieg, in dem er ein Fremdling war.

Ganz arm wie eine Kirchenmaus war er nicht, sonst hätt's gleich Anfangs schlimm gestanden. Er hatte soviel, daß er Zeit hatte, sich umzusehen, wo ein Plätzlein für ein Obdach und einen Ambos wäre für ihn und die Seinen.

Josiah Franklin war keiner von denen, die herumschleudern und bei etwas, was sie noch nicht gesehen, die Augen aufreissen wie eine Rocktasche, vielmehr war er, was man einen praktischen Menschen nennt.

Nun durchwanderte er freilich die Stadt Boston die Kreuz und Quere, fragte auch, wie es um das Schmiedehandwerk stünde. Da hörte er denn und sah's auch, daß die Zunft der Schmiede eine reichbesetzte, überreich vertretene in der Stadt war, nnd einer mehr schwerlich viel zu hämmern haben würde, demnach auch nicht viel Brod zu essen, wenn er noch in die Zunft treten sollte.

Das fiel dem braven Manne ambosschwer auf das Herz; aber er war keiner von denen, die nun gleich verzagen, wie eine zu arg entfiederte oder kranke Gans die Flügel nachschleift. Es kam ihm etwas zu statten.

Neben seines Vaters Hause, das später das seinige war, wohnte ein Seifensieder und Lichterzieher, das heißt, wenn es der liebe Leser etwa nicht wissen sollte, Einer, der Talglichter macht. Der war ein heiterer, Geselligkeit liebender Mann. So war denn unser guter Josiah gerne bei dem guten Nachbarn und ging ihm, wenn er sonst nichts zu thun hatte, rüstig an die Hand im Geschäfte, und der Nachbar sagte oft zu Josiah, als er schon ein starker Jüngling und rüstiger Schmiedegeselle war: mein Sohn, es ist Jammer und Schade, daß Du ein so rußiger Grobschmied geworden bist; Du verstehst mein Hand-

werk wie einer, der Lehrjunge und Geselle war und Meister geworden ist.

Ei, gab dann Josiah scherzend zurück, was hätte ich denn gewonnen? für den Ruß das Fett an Kleid und Händen und für den Kohlengeruch den wahrlich nicht erquickenden Talggeruch. Meister, es ist Maus wie Mutter, und ich falle um die Wahl die Treppe nicht herunter!

Nun war die Stunde gekommen, wo es die Wahl eines ernährenden, ehrlichen Berufes galt. Er ging noch einmal durch die Straßen Bostons und schaute nach den Lichterziehern und Seifensiedern um und fragte wieder, wie es am Orte mit dieser Zunft stehe. Siehe da, die war schwach besetzt, nur schwach vertreten.

Nun eilte er heim, denn eine Wohnung hatte er gemiethet, und sagte zu seiner Frau: unseres guten Nachbars in Ecton schlechter Witz wird eine Wahrheit. Ich werde Lichterzieher und Seifensieder.

Sein Mitgebrachtes reichte justement zur Einrichtung und zum Geschäftsvorrath, den er haben mußte, aus. Der Sud gelang. Seine Seife fand Käufer; seine Talgkerzen brannten hell und liefen nicht viel ab, und — er hatte das liebe Brod und noch etwas mehr für die Erziehung seiner Kinder, auch einen Nothpfennig für schlechte Zeiten.

Aber er mußte sich rühren früh und spät. Er that's gerne, denn sein Geschäft ging gut.

Leider traf den fleißigen, braven Mann ein harter

Schlag. Sein braves, treues Weib starb ihm von einem Hause voll Kindern weg. Was sollte er anfangen?

Eine Zeit lang sah er zu, dann aber mußte er sich sagen, daß es mit Mägden nicht ging, wie es gehen sollte. Die Kinder wurden vernachlässigt, und im Hauswesen war keine Ordnung. Er mußte zu einer zweiten Ehe schreiten. Die glückte mit Gottes Hülfe. Seine zweite Frau war eine gute Stiefmutter, friedlich, häuslich, fleißig und fromm. Er lebte glücklich mit ihr, und sein Hauswesen war in bester Ordnung.

Zu dem Häuflein Kinder aus erster Ehe kam aber ein Häuflein aus der zweiten, und es war ein Glück, daß die ältesten Söhne waren, die ihm zum Theil im Geschäfte halfen, denn siebzehn gesunde Esser und mit Vater und Mutter neunzehn — das hieß etwas, und es hieß: tüchtig angreifen und arbeiten, um sie alle zu sättigen, zu kleiden und zu erziehen. Der fromme Gottesmann Luther sagt: „Wo viele Kinder sind, da werden viele Vaterunser gebetet; und wo viele Vaterunser gebetet werden, da ist viel Segen Gottes!"

Das ist eine goldene Wahrheit, und Josiah Franklin erfuhr es vollständig. Der Herr gab Segen, und wenn es auch ein wenig knapp herging, und kein Ueberfluß da war, sie gingen doch nie hungrig schlafen, und wenn die vielen jungen Raben Morgens hungrig erwachten, so speiste sie alle der Herr, der seine milde Hand aufthut und Alles sättiget mit Wohlgefallen.

Unter diesen siebzehn war der Benjamin, unser Benjamin Franklin.

Es ist wohl eine rechte Gnade Gottes, daß in der Regel die Aeltern die Jüngsten am liebsten haben; denn die bedürfen ja auch der Liebe am meisten und haben — menschlichem Ansehen nach auch die Aeltern die kürzeste Zeit.

So war's denn auch in der Familie Franklins. Das kleine, putzige, runde und dralle Kerlchen war Aller Liebling. Es war auch ein munteres Büblein, das so hell und klar aus seinen Augen sah, daß man meinte, man sähe schon den Verstand draus hervorleuchten, der später, da das Büblein ein Mann geworden war, wirklich daraus leuchtete.

Das Kind wuchs und nahm zu, die Liebe hegte und pflegte es, und Alle hatten ihre Freude an ihm. Recht bald erkannten verständige Leute, daß er nicht auf die Nase gefallen wäre, ja Manche meinten, er sei der gescheidteste von allen Kindern Josiah Franklin's. Und wirklich, obwohl alle ihren gesunden Menschenverstand hatten und brave, brauchbare Menschen wurden, es ist doch außer allem Zweifel, daß der Benjamin der begabteste und tüchtigste von Allen war und zwar in allen Fugen.

Als die Zeit kam, daß er ein A-B-C-Schütze werden sollte, da zeigte sich schon sein hervorragender Verstand, denn er machte ganz außerordentliche Fortschritte in der Schule. Er war aber auch sehr fleißig.

Als er acht Jahre alt war — denn die Leute meinten, Meister Josiah Franklin solle aus dem gescheidten Kerlchen einen Gelehrten machen, er sei dazu berufen, — schickte er ihn in eine lateinische Schule, denn lesen konnte er sein Englisch und schreiben auch, was gewiß nicht alle Tage und bei jedem kleinen Nestquack, wie man ja gerne die Jüngsten nennt, der Fall ist. Nämlich er hatte es von Vater, Mutter und Brüdern frühe, so frühe gelernt, daß er sich oft in spätern Lebensjahren vergeblich den Kopf zerbrach, sich zu erinnern, wo, wie und wann er es gelernt.

Bei seinen schönen Gaben und Anlagen wollte ihn der Vater Geistlicher werden lassen, und so mußte er frühe sich für die gelehrte Bildung befähigen.

Zwei Jahre ging's prächtig. Das Büblein machte reissende Fortschritte, und die Lehrer hatten an ihm, dessen Betragen sinnig und anständig war, ihre helle Freude; aber der Vater dachte darüber nach, ob er es auch möchte fertig bringen können, den Benjamin studiren zu lassen. Das ist ein weiter Weg und kostet viel Geld, und jetzt war's noch Zeit, einzulenken, auch nahm ihm Niemand, was er gelernt hatte. Als der besonnene, aller Windbeutelei und allem Leichtsinn abholde Mann fand, daß er für seinen Benjamin einen Flug in Aussicht genommen, für den seine Flügel zu kurz waren, da sagte er einfach: es geht nicht. Meine Mittel reichen zu dem Studium nicht aus. Jetzt ist's noch Zeit. Das Büblein ist noch

auf Bücher versessen und kann auch noch andere Wege einschlagen ohne bittere Täuschung. So nahm er ihn aus der Schule, was manche Leute tadelten, aber Meister Josiah wußte, was er that; er hatte es reiflich erwogen, ehe er es that.

Was aber nun? Sollte Benjamin ein Handwerk lernen, so war es gerade Zeit zum Eintreten in die Lehre, denn jung gewohnt ist alt gethan, und Früh ist eine gute Zeit, sagt das Sprüchwort.

Gewiß hatte der brave Mann Recht mit seiner Ansicht von der Sache. Später wäre es dem Knaben schwer geworden, dem gelehrten Lebenswege zu entsagen. Jetzt war es ihm sogar lieb, denn er war ein keckes, frisches, lustiges und lebendiges Bürschlein, dem das freie Leben lieber war als das Sitzen auf den Schulbänken, und das Erlernen der freien Künste des Segelns im Boote auf den Wellen des Meeres auf der Rhede von Boston, des Schwimmens in der blauen Meerfluth, des Fischens im leichten Kahne und des Ringens und Schwingens dünkten ihm lustiger, und er meinte selbst, ihm fehle die ernste Sinnes- und Lebensrichtung zu einem Geistlichen. Es war in der That sehr gut, daß es so kam; denn wenn das Sprüchwort sagt: „Ein gezwungener Eid ist Gott leid,“ so schließt das auch die gezwungene Annahme eines Lebensberufes in sich, zu dem man ebenso wenig inneren Beruf als Lust und Liebe hat. —

Aber was nun? mochte sich der Vater, vielleicht auch der sinnige Knabe fragen.

Von siebzehn Kindern war just ein sogenanntes Schweizerdutzend übrig geblieben, nämlich dreizehn, und bei einer hübschen Anzahl Knaben darunter war die Wahl eines Berufes keine so ganz leichte Sache.

Der Vater mochte denken: Lichterziehen ernährt seinen Mann und Weib und Kinder dazu, wie ich es ja selbst erfahre. Was hält ihn ab, das Geschäft seines Vaters zu treiben? Lernen kann er's ohne Lehrgeld, und das ist auch schon ein Gewinn. Dabei bleibt er unter meinen Augen, an meinem Tische, in meinem Hause, das ist auch etwas werth; denn das Büblein ist muthwilligen Streichen nicht abhold. Lange zwischen Himmel und Erde schweben ist ein übel Ding. Frische Eier sind gute Eier. Drum frisch an's Lichterziehen!

Gedacht, gethan. Schon am andern Morgen, da er am Abend der lateinischen Schule den Abschied gegeben, mußte er Hand anlegen als Lehrjunge im väterlichen Geschäfte.

Dazu machte Benjamin aber eine sauere Miene. Erstlich war ihm das Geschäft — um es bei'm rechten Namen zu nennen — zu schmierig, zu unsauber, ja selbst zu sehr Eckel erregend; denn der Talg roch manchmal über die Maßen übel, und wenn ferner seine Kleider von Fett trieften, dünkte ihm das doch zu unangenehm; endlich aber hätte er für seine frische, gesunde Kraft ein Geschäft ge-

wünscht, wo er sich mehr rühren und auch seine leiblichen Kräfte anwenden könnte.

Und das hatte der Knabe gefunden und trug es stille im Herzen, aber nicht freudig, vielmehr mit wachsendem Widerwillen gegen den ihm aufgedrungenen Beruf. Wenn er am Hafen stand und sah, wie so ein Seeschiff stolz wie ein Schwan seine Bahn zog im blauen Meere und in die ahnungsvolle Ferne von seiner Segel Macht und des Windes Wehen getragen wurde, dann war es ihm, als zögen ihn tausend Arme hinaus in die See und in die ferne, unbekannte Welt. Er beneidete seinen Bruder, der bereits Matrose war und ihm gar mancherlei wunderbare Geschichten erzählte von dem, was er erlebt und gesehen. Hätte er wählen dürfen, sein Beruf wäre unbedingt entschieden gewesen.

Wie oft, wenn er an dem eckeln Lichterziehen stehen, die Dochte festmachen und die langen Reihen der Formen eintauchen mußte, schweiften seine Gedanken mit einem Schiffe hinaus in's weite, weite Meer! Er wußte wohl, was es hieß, ein Schiffsjunge zu sein; aber es dünkte ihm unendlich köstlicher als Lichterzieherjunge. Und seine Abneigung gegen das väterliche Geschäft wurde von Stunde zu Stunde größer, tiefer, unauslöschlich am Ende.

Sein Vater war nicht blind. Er sah, wie es um seinen Benjamin stand und mochte denken: wenn du nun den Jungen wider seine Lust und Liebe an dein Handwerk zwingst, wer steht dir dafür, daß der festwillige, kleine

Patron eines schönen Morgens, ehe du es ahnest, mit einem Schiffe fortsegelt? Und was dann?

Er, der Vater nämlich, hatte eine unergründliche Abneigung gegen Seefahrt und Seedienst. Es war ihm ein Greuel, daß einer seiner ältesten Söhne ebenso es gemacht, wie er es dem Benjamin zutraute. Und auch der Jüngste sollte ihm am Ende einen solchen Schabernack anthun? — Nein lieber soll er in Gottes Namen, wenn er dann durchaus nicht will Lichterzieher werden, einen anderen Beruf ergreifen! sagte er zu seiner Frau.

Aber welchen?

Eines Abends, als das Abendbrod verzehrt war, hob der Vater also zu reden an: Benjamin, ich hab's weg, daß Du keine Liebhaberei an dem Lichterziehen hast. Das Sprüchwort hat Recht: „Lust und Lieb' zu einem Ding macht alle Müh' und Arbeit gering." Die Lust und Lieb' fehlt Dir aber ganz und gar, darum ist Dir diese Arbeit eine Last und Bürde. Ich will meinem Handwerke keine Lobrede halten. Das würde doch am Ende nichts fruchten. Es ist jetzt noch grade Zeit. Gib Red' und Antwort, welches Geschäft Dir gefällt. Nur das sage ich Dir, vom Seemannwerden darf nun und nimmer die Rede sein.

Das war bittere Arznei! — Seemann! Ja das wäre seine Sache gewesen, wie man am Rheine sagt, aber da hatte der Vater in seinem Ingrimm gerade seiner Lust zum Seemannsdienst einen Riegel vorgeschoben, von dem

Benjamin wußte, daß er mit allem Ziehen, selbst wenn die liebe, herzensgute Mutter hätte Vorspann leisten wollen — wozu sie aber gar keine Lust hatte — nicht zurückzubringen war. — Eine Weile saß er stockmausestille da, und als der Vater ahnte, was seinem Bübchen mit vollen Segeln im Kopfe herumgehen mochte, und ungeduldig ausrief: nun? da sprach Benjamin: lieber Vater, was Ihr wollt, das weiß ich nicht, und was ich möchte, wollt Ihr nicht! —

Richtig, erwiederte mit aller Ruhe der Vater, so ist es! — Aber ich will Dir etwas sagen: morgen ist Montag. Es sei der erste blaue Montag, den ich im Leben mache, und ich mache ihn nicht für mich sondern für Dich. Kleide Dich morgen anständig, zwar nicht wie am Tage des Herrn, aber sauber und ordentlich; wir wollen spatzieren gehen!

Die Mutter, die ihren guten Josiah wohl kannte, sah ihn ganz verwundert an.

Gelt', sagte er, liebes Weib, so eine Rede hast Du von Deinem Manne höchstens am Sonntag-Abende im Sommer nach der Betstunde gehört? Gottlob, ja! Die Zeit ist Geld, und Geld gibt Brod, und Brod stillt den Hunger, das ist so der einfache Gang der Dinge; aber damit Du doch nicht glaubest, Dein Mann wolle sich auf die Seite legen wie ein Fisch, wenn er verendet, so will ich Dir's sagen, was ich mit dem „Spatzierengehen“ meine. Ich will mit Benjamin einmal einen Rundgang durch die

Werkstätten der Handwerksleute von Boston halten, daß er die Arbeit sehe und sage, woran er etwa Gefallen habe, damit ihm nicht gleich wieder die Jacke zu enge werde, und er eine neue anziehen will; denn ich sage Dir und ihm — und bei diesen Worten wandte er sich zu Benjamin, — daß Einer, der zu oft die Jacke wechselt, weil ihm an der einen dieß und an der andern das mißfällt, am Ende dahin kommt, daß er — gar keine mehr hat, was gleich ist — einem Lumpen und Bettler. Mit der Jacke mein' ich das Handwerk. Gute Nacht! Und mit diesen Worten ging er gemessenen, festen Schrittes in die Schlafkammer.

Merk' Dir's, mein Sohn! sprach mit einem Gesichte, das zwar liebreich lächelte, aber doch wehmüthig dreinschaute, die gute Mutter und sagte dann: geh' in Gottes Namen zu Bette und vergiß nicht Dein Gebet!

Benjamin sagte der Mutter gute Nacht! und ging; aber als er die Stiege hinauf zu seinem Kämmerlein stieg und noch ein Trupp der Geschwister im Gänsemarsch hinten drein, die sich neckten und scherzten, da meinte er, ein breiter Lederriemen schnüre ihm die Brust zusammen und presse das Herz, daß es kaum schlagen könne.

Und was die Aeltern vor dem Einschlafen im tiefsten und heiligsten Ernst älterlicher Besorgniß und Liebe noch redeten, und was Alles durch Benjamins Kopf ging, ehe er in den Schlaf sank, das weiß ich nicht; aber ich bin als Vater in einer gleichen Lage gewesen wie Josiah Frank-

lin in Boston und kann mir's etwa denken und nachfühlen, daß ihnen das Herz nicht leicht gewesen ist, und wenn Benjamin Franklin in seinem Traume ein großes Seeschiff mit vollen Segeln und starker Landbrise hinaus in die ungemessene Ferne hätte segeln sehen, so sollte mich's nicht wundern; ich hätte es dann für prophetisch Träumen gehalten und geglaubt, dieses Auf- und Davonsegeln des Schiffes bedeute, daß es mit dem Seemannsleben für alle Zukunft — nichts sei.

Benjamin, der noch gewacht hatte, als seine munteren Geschwister sich schon im Bette balgten, wie es eben andere auch thun, stand schweigend auf, und je und dann hob ein Seufzer seine Brust. Er dachte daran, daß dieser erste blaue Montag seines Vaters für ihn so entscheidend werden sollte, und betete leise zu Gott, er möge in Gnaden Alles wohl machen.

Vorliebe für irgend ein Geschäft hatte er nicht. Er kannte ja auch keins, denn einen Nachbarn, wie ihn sein Vater einst in Ecton gehabt, hatte er auch nicht, sondern neben dem älterlichen Hause wohnte ein reicher Schiffsrheder, und der war ein Brummbär. Was hätte es ihm aber auch geholfen, wenn er freundlich wie seines Vaters einstiger Nachbar gewesen wäre? Mit der Seefahrt war's ja nichts, und alles Andere lag ja in Nacht und Dunkel.

Der Vater war bei'm Frühstück ernst und gehalten wie immer, wenn er das Brod vorschnitt für den hungrigen Rudel, der mit leuchtenden Augen darauf wartete.

Heute wollte es Benjamin, der sonst kein sogenannter „Kostverächter“ war, nicht schmecken, und das gefiel eigentlich dem Vater besser, als wenn er lustig und guter Dinge gewesen wäre wie die Anderen.

Endlich ging's denn an das sogenannte „Spatzierengehen.“ Die gute Mutter sah ihnen bewegt nach, dann faltete sie ihre Hände und sandte ein stummes Stoßgebet zu dem, der allein Alles wohl machen kann. Sie fürchtete insgeheim, ihr Benjamin werde wohl, wie sich ihr Mann ausgedrückt, noch mehr denn einmal die Jacke wechseln. —

Der älteste der beiden „Spatziergänger durch Boston's Gassen“ lenkte seine und seines kleinen Begleiters Schritte in die Werkstätten von Tischlern oder, wie wir sagen: Schreinern, von Drechslern oder „Drehern,“ in eine Lohgerberei und zuletzt in die eines Messerschmiedes. Ueberall weilte er, um eben dem Knaben Gelegenheit zu geben, das Geschäft in allen seinen Theilen kennen zu lernen.

So war es hoher Mittag geworden, bis sie zur Mutter und hungrig zum Mittagstische kamen. Fragend blickte die Mutter den Vater an, der so ruhig dreinsah, als bewege nichts seine Seele, und doch arbeitete die wacker. Der Knabe sah ebenso aus, als segelten mit dem Seeschiffe, das er im Traume könnte, wie ich vermuthet, gesehen haben, alle seine schönen Knabenträume und Lebenshoffnungen hinaus in die blaue Ferne, wo Alles Himmel und Wasser ist und nirgends — Land!

Nun Benjamin? begann sein Vater, als alle Uebrigen außer der tiefaufathmenden Mutter weggegangen waren.

In des Knaben helles, großes Auge trat unwillkührlich eine Thräne.

Hast Du Dir eins ausgesucht? fragte der Vater, der vielleicht durch des Knaben Schweigen auf die erste, kurze Frage ärgerlich geworden wäre, wenn ihn diese Thräne nicht entwaffnet hätte.

Benjamin sah die Entscheidungsstunde nahen. Er sammelte sich, wischte schnell die verrätherische Thräne weg, die dem absegelnden Seeschiffe galt, und sagte: eigentlich kann doch ein Bube wie ich nicht wählen, Vater! So ein erster Eindruck ist ja doch ein vorübergehender, flüchtiger, — aber soviel kann ich Euch ehrlich sagen, es hat mir keins so gut gefallen als das des Messerschmieds.

Des Vaters Gesicht, das sich Anfangs, wie die Mutter bemerkte, verdüstert hatte, wurde sonnenhelle.

Da hast Du recht, Benjamin, mein Sohn, sagte er mit Wohlgefallen; wenn ich nicht Lichterzieher wäre, möchte ich Messerschmied sein. Wahrhaftig! Schöne, glänzende, feine Arbeit! Keine Schablone wie meine Lichterformen für „Achter und Sechser!“ Immer freie Wahl für Form und künstliche Einrichtung, und der Geschmack hat sein Recht und seine Freiheit immer. Je schöner, je blanker, desto wohlgefälliger und — desto mehr Geld bringt's ein. Meiner Treu! wenn ich nicht Lichterzieher wäre, möchte

ich Messerschmied sein! Eine prächtige Wahl! Du sollst noch heute klar gemacht werden!

Mit diesen Worten stand der Vater auf, zog wieder seinen guten Rock an, nahm Hut und Stock und ging.

Dem Ausdrucke „Klar machen" folgte aus Benjamins tiefster Brust ein Seufzer; denn es war ein Seemannsausdruck, und er mußte sich sagen, daß dort für ihn auch Alles klar gemacht, nämlich unwiderruflich zu Ende sei.

Am andern Morgen wanderte er zu Meister Stonewall, einem geschickten Messerschmiede, aber strengen, mürrischen Manne, mit dem sein Vater über seine Aufnahme als Lehrjunge noch am Nachmittage des Gestrigen verhandelt hatte und einig geworden war.

Die Aeltern entließen ihn zu diesem ersten Gange in's Geschäft mit Händedruck und Segenswunsch, der Vater noch dazu mit ernsten, gewichtigen Lehren und Ermahnungen, wie es sich für einen rechtschaffenen Vater ziemt. Sie waren glücklich, daß er einen Lebensweg erwählt, der ihn zu einem behäbigen Manne machen konnte, und Benjamin schien zufrieden, *schien* es, sage ich, denn eigentlich, und die Wahrheit zu sagen, war er's nicht. Der Meister brummte den ganzen Tag; an die *schöne* Arbeit kam er nicht, und es kam ihm vor, als sei er bestimmt, sein Leben lang ein „russiger Schmiedejunge" zu sein, wie einst der Nachbar Lichterzieher zu Ecton seinen Vater neckend genannt.

Doch davon, daß er große Lust gehabt, „die Jacke zu wechseln,“ ahneten seine Aeltern nichts.

Was aber eigentlich zwischen ihm und seinem Meister vorgefallen, daß es zwischen beiden zum Bruche kam, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß eines Tages der Meister Stonewall zu Josiah Franklin kam und zwar am Feierabend, weil er auch kein „Blaumacher“ war, das heißt in der Handwerkssprache keiner von denen, welche die „blauen“ — Faulenzer-Tage lieben, wo die Arbeit ruht, nicht aber Weinglas, Kartenspiel, Kegelspiel und dergleichen.

Was gibt's? fragte Josiah Franklin, nach Handdruck und Gruß, und bei der Frage pochte ihm das Vaterherz ganz bänglich, denn er witterte Unrath.

Was soll's geben, — erwiederte der brummige Stonewall und zog die buschigen Augenbrauen tiefer herab, — nicht viel Gutes! Mit Eurem Benjamin ist's nichts im Handwerk, der hat den Kopf voll andrer Geschichten stecken, von denen der Kuckuk weiß, was es für welche sind. Er sagt nichts, wenn man ihn fragt, aber zum Geschäft hat er keine Lust, und das taugt einmal für allemal nichts. Nehmt ihn in Gottes Namen zurück und machet aus ihm, was Ihr wollet, ein tüchtiger Messerschmied wird er niemals, und ich will mich nicht mit einem Jungen plagen, der zum Geschäft keine Lust hat. Punktum!

Ja das war ein Punktum, das den guten Josiah aus dem Gleichgewicht hob.

Er zitterte an allen Gliedern.

Ist er ungehorsam? fragte er mit einer Stimme, der man die innere Bewegung anhörte.

Nein, sagte Stonewall.

Untreu?

Behüte Gott! rief Stonewall, wo wollet Ihr hin? Euer Sohn untreu? Nein, nein, Freund, der Junge ist redlich wie sein Vater, aber es ist, wie ich sage, und wie das Reimlein sagt: „Fehlt zum Geschäfte Lust und Lieb', so wär' es besser, wenn's liegen blieb'." Dabei bleib' ich auch.

Josiah schüttelte zornig den Kopf. Also die Jacke wechseln! rief er aus und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch.

Holla, Meister, sagte Stonewall, das taugt nicht. Der Junge verdient gar nicht, daß Ihr so zornig werdet. Er ist gut, rechtschaffen, willig, gehorsam. Ich wollte mir in dieser Beziehung keinen besseren Jungen wünschen; aber zerfahren ist er in seinen Gedanken, weiß sein Lebtag nicht, wo er daheim ist, weil seine Gedanken in der weiten Welt herumfahren. Geschick hat er auch und Talent obendrein, nur nicht zum Messerschmiede. Fahret nur den Jungen nicht an und straft ihn nicht! Was kann er am Ende davor, wenn er gerade in dieses Fach nicht paßt? Es gibt gewiß eins, wo er vortrefflich fugt und paßt. Es gilt nur, es zu finden.

Josiah Franklin's Hitze legte sich bei der Ruhe seines

Gegenübers, bei dem guten Sittenzeugniß, das dieser seinem Kinde gab, ja bei dem sichtbaren Wohlwollen, welches derselbe für den Jungen an den Tag legte; aber das, was die Seele drückte, das Jackenwechseln, blieb darauf liegen. Er versprach dem guten Stonewall, der bei aller Brummbärennatur ein seelenguter Mensch war, Benjamin nicht zu strafen, sondern ruhig zu prüfen, wozu er etwa passe, und ihn bis dahin in Stonewalls Werkstätte zu lassen.

Was eigentlich Meister Stonewall als Grund seines Satzes: der Benjamin tauge nicht zum Messerschmiede, geltend machte, soll jetzt kommen.

Benjamin Franklin war ein Knabe von reichen Gaben und Anlagen und lebhaftem Geiste. Das eigentliche Handwerk im strengen Sinne des Wortes war für ihn darum langweilig, langstielig und lästig, weil es dem denkenden Geiste viel zu wenig Nahrung bot. In ihm war ein unwiderstehlicher Trieb nach dem Erweitern seines Erkennens, seines Wissens. Er hatte in der lateinischen Schule Blicke in die Geschichte gethan, aber nur Blicke, und sie lag vor ihm wie das Meer vom Hafen aus: ahnungsvoll, räthselhaft und die Neugierde, den Forschungstrieb mächtig anreizend. Er hatte je und dann von einem seiner Schulgenossen ein Buch bekommen, das er verschlang. Dazu hatte er eine lebhafte Einbildungskraft. Schon als Kind hatten Mährlein und Wundergeschichten, wie sie sich die Kinder erzählen, und besonders wenn ihr geheimnißvolles Wesen über die Grenzen des Sichtbaren hinausging,

auf ihn mit Macht gewirkt, und er hatte darüber Alles vergessen, was ihn umgab. Seit er lesen konnte, war er auf Bücher wahrhaft versessen. Wo er eins bekommen konnte, hielt er es theuer und werth und stahl sich die Augenblicke ab, in denen er es lesen konnte. Jeden Kreuzer, den er erhielt, sparte er, um sich, wenn er den Preis desselben sich zusammengespart hatte, es zu kaufen.

Wie er es früher schon im Vaterhause gemacht, so machte er es bei dem Meister Messerschmied. Im Vaterhause sah ihm der Vater, der eigentlich nie völlig hinter diese Leseliebhaberei kam, wohl einmal durch die Finger, um ihm das Lichterziehen nicht noch gründlicher durch Strenge verhaßt zu machen. Bei dem Meister aber hörte die Nachsicht auf, da hieß es: Arbeiten!

Und doch nagte die Liebhaberei am Herzen. Da suchte er sich denn freie Augenblicke zu machen; er trug sein liebes Buch in der Tasche unter dem Schurzfell und — wie der Meister den Rücken wandte, tschuxx! saß er auf dem Ambos oder der Feilbank und las. — Da fehlte es denn nicht, daß das Feuer in der Esse ausging, und in Summa, daß er das, was ihm oblag, nicht vollbrachte; da fehlte es nicht, daß die Geschichten, die er gelesen, seinen Kopf erfüllten, und er ganz anderen Gedanken nachhing als denen, welche sich auf sein Handwerk bezogen, und der Meister hatte es richtig bezeichnet, was daraus hervorging, nämlich Zerfahrenheit. —

In dieser „Lesesucht," die leicht zu einer wahren „Lese-

wuth“ wird, liegt eine unermeßliche Gefahr für einen lebhaften Knaben, eine Gefahr, die ihn, weil er ein Zerfahrener, bei keinem Gegenstande fest Bleibender wird, auf Abwege führt, weil er leicht zu einem „hinduselnden Träumer“ werden kann, was ihn für alles ernste Lernen und Streben unfähig macht und den traurigen Grund legen kann, daß er vor lauter Bücherlesen ein Esel in der Welt bleibt, ein Lump und ein Bruder Lüderlich wird. Glaubt meiner Lebenserfahrung, liebe Leser, es ist so, und — ich könnte Manchen vor Euch hinstellen, der auf diesem Wege an Leib und Seele zu Grunde ging und besonders in sittlicher Beziehung ein verlorner Mensch wurde, weil durch das viele Lesen Alles in ihm zu frühe gereizt wurde, was besser schlummert.

Das gilt nicht blos von Knaben, die einen tüchtigen Lebensberuf dadurch zertreten können, sondern auch von Mädchen. Die sogenannten „Romanheldinnen“ sind eine bitterböse Sorte, vor der uns der liebe Gott in Gnaden behüte!

Als der grundehrliche Messerschmied dieß dem guten Josiah sagte, da gingen ihm die Augen über Manches auf, was er früher übersehen hatte; ja er erinnerte sich sehr wohl, daß er seine Freude daran hatte, wenn das „Benjaminchen“ bei den Büchern saß und Hören und Sehen darüber vergaß.

Er dankte dem ehrlichen Meister und sagte: vielleicht ist noch zu helfen! —

Gott geb's! erwiederte der Andere, denn auf diese Weise, bei dem ungeordneten Lesen aller Bücher durch einander, geht der Junge zu Grunde!

Und das war richtig.

Wie vorsichtig müssen wir in der Auswahl dessen sein, was wir unsern Kindern zu lesen geben, die meist alle gerne lesen! Wie ist die schrecklichste Gefahr so nahe gelegt, daß eine so unsinnig geforderte Leserei den Kopf voll und toll macht, und hintennach das versäumt wird, was gelernt werden soll, und was doch unabänderlich das Fundament ist, auf dem allein der Bau unserer Zukunft ruhet! —

Diese Gedanken lagen schwer und drückend auf der Seele des redlichen Vaters.

Der guten Mutter Seele wollte er nicht mitbelasten und trug's tagelang alleine; aber er kam nicht um die Ecke. Hättest du ihn können die Bahn der gelehrten Bildung einschlagen und verfolgen lassen, seufzte er da manchmal, da wäre sein Trieb nach Erkennen, der doch eigentlich der „Lesewuth" zum Grnnde zu liegen scheint, in die rechte Bahn geleitet worden!

Wir sagen: kann sein, kann auch nicht sein, denn auch auf dieser Bahn ist Mancher durch ungeordnete Leserei zu Grunde gegangen. Die Gefahr ist da nicht kleiner und nicht größer als auf jeder andern auch.

Nach langem Hin- und Hersinnen wußte er erst recht nicht, was er anfangen sollte, und in dieser wahrhaft ver-

zweifelten Lage ging er zu seinem Sohne (ob er der älteste oder zweitälteste war, weiß ich nicht genau), der in Boston wohnte, um auch einmal seine Meinung zu hören. Er that das freilich ungerne, da die Kinder der ersten Ehe auf die zahlreichen der zweiten Ehe neidisch herabsahen und zu meinen schienen, der Vater bevorzuge diese; namentlich war dieß bei Benjamin der Fall. Indessen wohin sollte er sich eigentlich mit dem vollen Vertrauen wenden? Er hatte im Grunde ja doch Niemand, der ihm näher stand als dieser Sohn, der überdieß in der Stadt als ein braver Mann galt.

Ihm klagte er seine Noth, und wie er gar nicht wisse, was er aus Benjamin machen solle, da er nun schon zweimal die Jacke gewechselt habe.

Der hörte ihn ruhig an, nach und nach spielte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund, und er sagte zum gebeugten Vater: wenn Euch die Bücherliebhaberei des Jungen Sorge macht, so gebt ihn mir in die Lehre. Einem Buchdrucker können die Bücher zu lesen, die er druckt, gründlich verleidet werden, nnd ich will es daran nicht fehlen lassen, daß dieß bei ihm geschehe. An Zeit zum Lesen soll er keinen Ueberfluß haben, und ich will gewissenhaft über ihn wachen, was, wie es mir scheint, bei dem ehrlichen Messerschmied nicht der Fall gewesen ist. Ueberdieß werde ich seine Zerfahrenheit gründlich heilen!

Da fiel von des Vaters Seele eine Centnerlast, und ehe zweimal vierundzwanzig Stunden um waren, sah sich

Benjamin urplötzlich und ohne alle Fragen und Erörterungen aus einem Messerschmiedslehrling in einen Buchdruckerlehrling verwandelt, und daß das Alles so kurz und bündig, so ohne alle Umstände und Winkelzüge geschehen war, das zeigte ihm, — und das Gewissen in seiner Brust legte wohl auch Zeugniß ab, — daß man hinter seine Schliche mit dem Bücherlesen gekommen war, und daß es damit und mit seinem Bruder wohl eine eigene, aber dennoch eng verbundene Bewandtniß haben müsse.

Seinen Stiefbruder kannte er. Der machte wenig Federlesens, war eigennützig und ließ dann und wann einmal sich durch spöttische Reden vernehmen, die ätzend scharf waren.

Soviel stand fest und erkannte er, daß die guten Tage, wie er sie nannte, nämlich die Möglichkeit, sich wohl einmal von der Arbeit zu drücken und ein Buch zu lesen, an dem seine Seele hing, vorüber seien. Was er im Allgemeinen für ein Mißgeschick hielt, konnte leicht sich in einen Segen für ihn verwandeln. Wir werden's sehen, denke ich, ob es geschah oder nicht!

II.

Die väterliche Predigt, die nicht vorhergegangen war, kam nach und hatte sich gewaschen. Sie behandelte als Hauptsatz das Jackenwechseln, wie es sein Vater nannte,

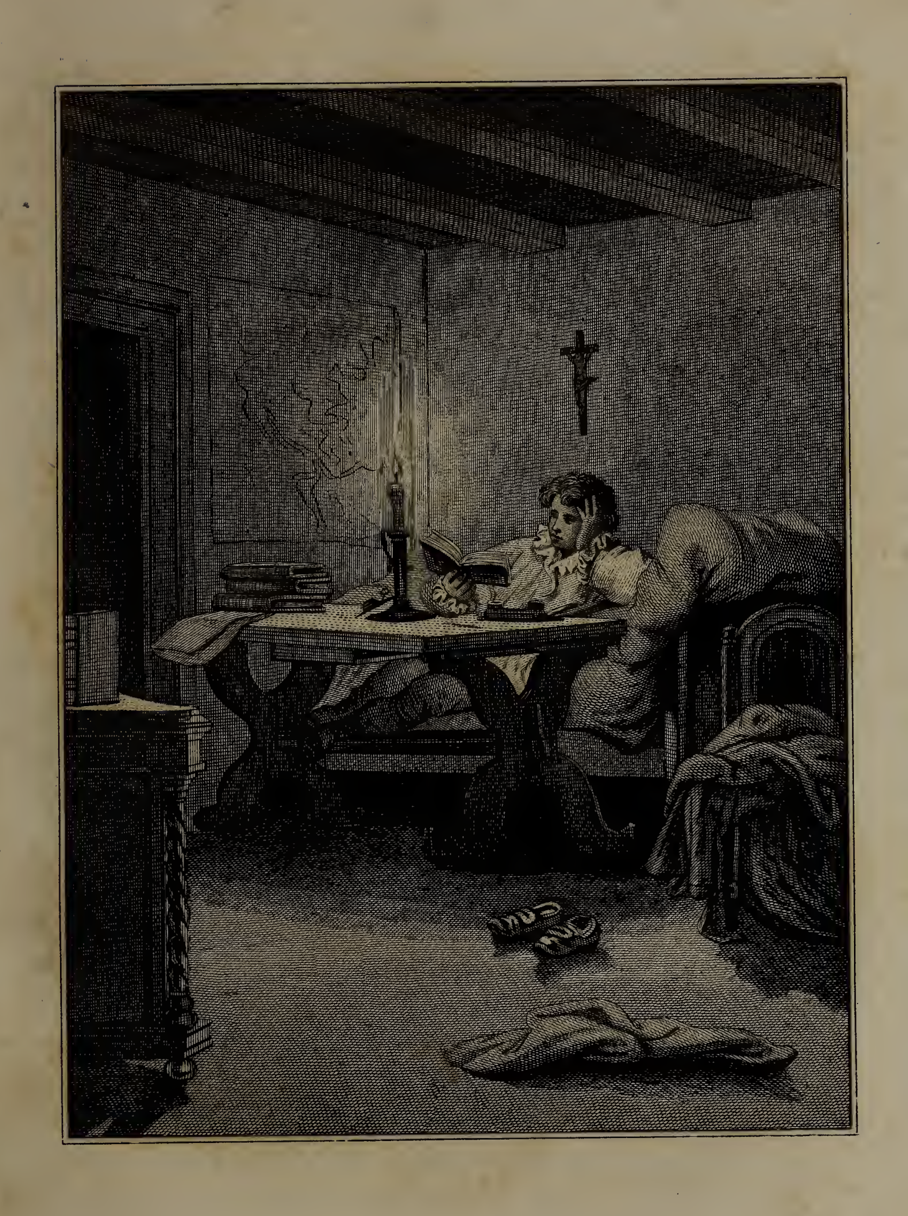
und damit verbunden das Sprüchwort: „drei Handwerke vier Verderben," nämlich von jedem schlechtgelernten oder halbgelernten eins und dann die drei Verderben zusammengenommen das vierte, und das wird dann ein rechtes!

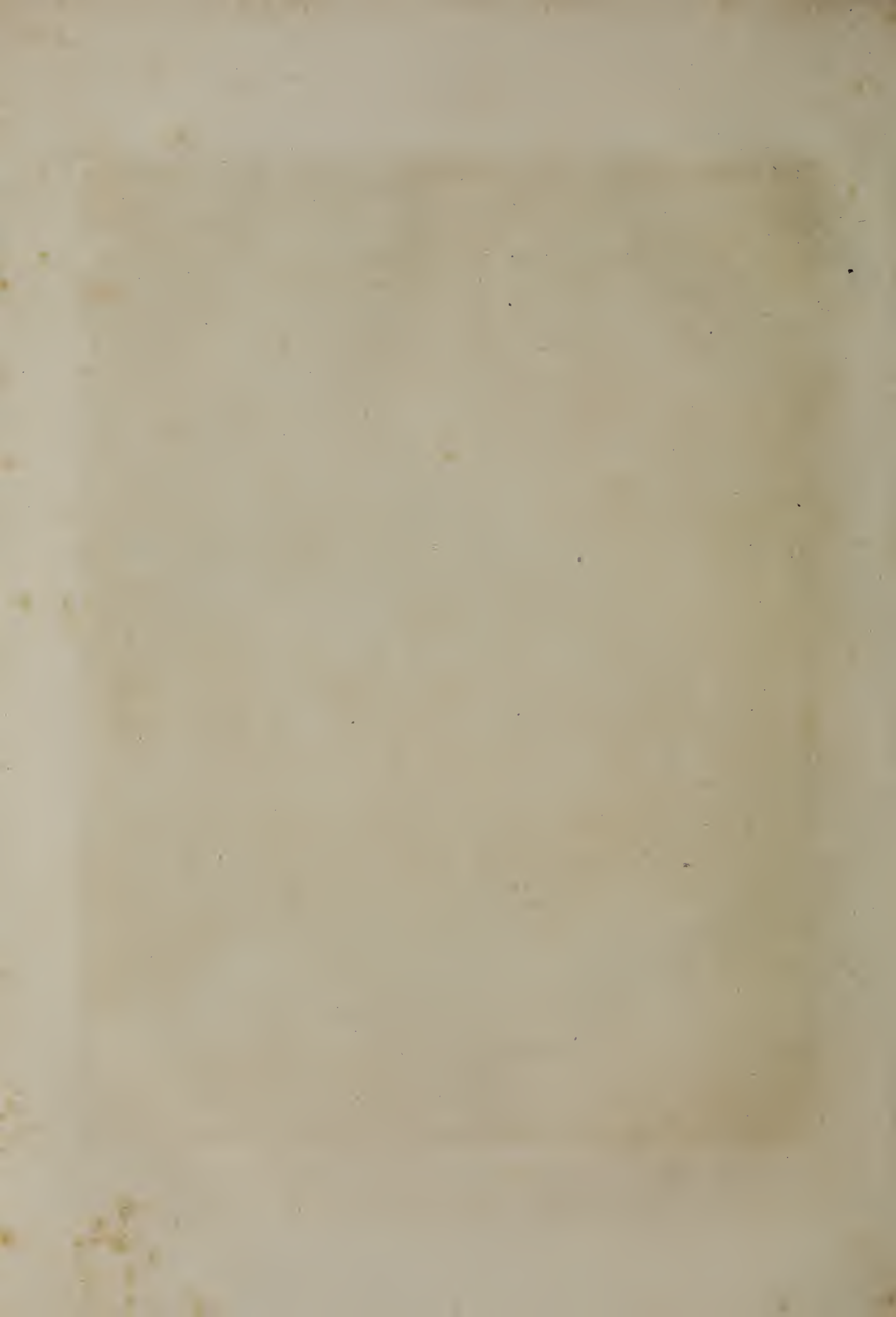
Aus dieser Predigt nahm übrigens Benjamin sich heraus und fest vor, nun die Jacke nicht mehr zu wechseln, sondern, mochte es auch gehen, wie es wolle, Buchdrucker zu bleiben. Eine solche Predigt, wie ihm sein Vater gehalten, mochte er nie mehr hören. Sie tönte lange, lange in seinem Gemüthe nach, und das war ein Glück für ihn.

Gegen die Buchdruckerei hatte er eigentlich keinen Widerwillen, wenn auch gerade keine Vorliebe für sie, und so wurde ihm der Wechsel des Geschäftes nicht eben schwer.

Der Vertrag, den der Vater mit dem älteren Sohne erster Ehe geschlossen, zu dem der jüngste aus der zweiten Ehe in die Lehre kam, zeigte schon von dessen habsüchtigem Wesen, denn er benutzte die gedrückte Lage seines Vaters dazu, daß er zugab, Benjamin, der nun zwölf Jahre alt war und ein kräftiger Bursche dazu, solle bei ihm bleiben, bis er 21 Jahre, das heißt volljährig sein würde. Dagegen brauche ihm der Vater kein Lehrgeld und so weiter zu geben, nur Kleider und Schuhwerk müsse er stellen, Benjamin aber habe nur im letzten Jahre seiner Dienstbarkeit Gesellenlohn zu beanspruchen.

Das war ja eine wahre Sklaverei, die einen jungen





Menschen kopfscheu machen konnte, ja machen mußte, und man kann den Vater gar nicht begreifen, der früher befürchtet hatte, das Büblein möchte ihm durchbrennen und zur See gehen. —

Zudem waren die Naturen der beiden Brüder außerordentlich verschieden und die Liebe — nicht groß. Daß sie aber auch nicht wuchs, dafür sorgte der ältere Bruder; denn er behandelte den jüngeren nicht besser als einen andern Lehrjungen auch, und das war bei ihm, der rauh und widerhaarig war, nicht eben sonderlich, ja es kam dazu, daß der ältere den Benjamin prügelte, wenn er etwas verfehlte. Er war jähzornig, und steckte ihm wohl einmal etwas ganz Anderes im Kopfe, da mußte es Benjamin ausbaden; aber dieser hatte sich vorgenommen, die Jacke nicht mehr zu wechseln, und so hielt er aus, war in seinen Arbeiten sorgfältig und gewissenhaft, um des Bruders Zorn nicht zu reizen; denn das kam ihm doch selbst sehr zu gut — und Erfahrung machte ihn sorgfältig und weise. —

So kam es, daß er sich die Kunst der Buchdruckerei mit allen ihren Eigenthümlichkeiten im Zeitraum weniger Jahre aneignete, und selbst sein Bruder mußte es zugestehen, daß Benjamin überall mit Ehren als Geselle eintreten könnte. Das kam nun nach seinem pfiffigen Vertrage mit seinem Vater i h m zu gut. Er hatte einen tüchtigen und fleißigen Gesellen, der ihn außer der Beköstigung und der Wohnung keinen Penny kostete. Darüber freute er sich am

meisten; Benjamin erkannte wohl das ihm zugefügte Unrecht, aber er duldete und schwieg.

Wer aber sich hätte einbilden wollen, daß mit dem Wechsel des Handwerks auch der Durst nach Erkennen in dem jungen Menschen unterdrückt worden sei, der hätte sich ungemein im Irrthume befunden. So etwas liegt zu tief in der Eigenthümlichkeit der Menschenseele, als daß es da, wo es eben zu Tage tritt, so — mir nichts, dir nichts könnte ausgetilgt werden. Nun aber war denn doch eine Aenderung eingetreten. Nicht mehr Geschichten, Seereisen, Abentheuer und dergleichen waren es, die ihn fesselten, sondern vielmehr wirkliche Gegenstände, die ihm in der Zukunft nützlich werden konnten. Er trieb Bücher auf, wo er sie nur finden konnte, und las und studirte ganze Nächte durch, oft bis zum hellen Tage. Natürlich kam sein Bruder nicht dahinter, sonst würde er den Schluß gemacht haben: durchwacht der ganze Nächte, so verbrennt er *mein* Oel, und das steht nicht im Vertrage; ferner verbraucht er Kräfte, die er am Tage für mich im Geschäft verwenden müßte, so entzieht er sie also doch mir! Und diese Schlüsse des gemeinsten Eigennutzes würden dem Lesen ein schnelles Ende gemacht haben.

Daß sich Benjamin Franklin als Dichter versuchte, darüber würde sein edler Bruder gespottet haben, daß aber diese Gedichte gut waren, das veranlaßte ihn, Vortheil für sich daraus zu ziehen. Er druckte sie, verkaufte sie und — steckte das Geld in *seine* Tasche. —

Den Namen seines Bruders nannte er natürlich nie. Daß diese Gedichte Beifall fanden, das konnte Benjamin darum nicht verborgen bleiben, weil — sie gekauft wurden.

Es scheint, als habe er sich im Jugendübermuth darauf etwas eingebildet. Dafür hatte sein Vater in seinem hausbackenen Verstande ein vortreffliches Heilmittel und hielt ihn von einer Beschäftigung zurück, die für ihn offenbar ein Unglück geworden wäre. Der warnende Hinweis des alten praktischen Vaters darauf, daß nur wenige Dichter gelebt, die nicht das Brod der Armuth gegessen und fast als Bettler gestorben seien, schlug zum Heile des angehenden Gedichtemachers ein, und es wäre eben recht gut, wenn es überall und immer so wirkte. Es hält sich Jeder gerne für einen großen Dichter, wenn er eine Reihe von Reimen fertig gebracht. Das kann einen sonst gesunden Kopf und ein gesundes Herz krank machen, nämlich toll und hochmüthig zugleich, und dann steht so Einer am Rande eines Abgrundes, der schaurig und tief ist. Wenn so Einer nur immer einen Josiah Franklin fände!

Unser Benjamin Franklin wurde durch den Vater kurirt, und sein edler Herr Bruder nahm ihm das Geld weg. Das schreckte ab, zu seinem Heile, aber von dem Gange seiner Fortbildung nicht. Er las diejenigen Werke, die ihm wahre Geistesbildung zuführten, und der Segen zeigte sich in rascher Zunahme seiner Kenntnisse und seiner geistigen Entfaltung.

Sein Bruder stand tief unter ihm, das fühlte er vollkommen; aber er war der Meister und Benjamin der Lehrling, und das ließ dieser ihn auf die empfindlichste Weise fühlen, ja es steigerte sich oft diese geringschätzige Behandlung so sehr, daß es für den jungen Bruder kaum mehr zu ertragen war. Denn es schien, als ob mit der Vermehrung der Tüchtigkeit des Jüngern die Härte und der Groll des Aelteren wüchse.

Der Buchdrucker gab eine Zeitung heraus, die Benjamin zu setzen und zu drucken hatte. Da entstand in ihm die Lust, dann und wann einmal einen Aufsatz, den er geschrieben, in der Zeitung gedruckt zu sehen. Hätte er das dem Herrn Bruder gesagt, so würde der ihn mit Härte, vielleicht mit Spott und Hohn zurückgewiesen haben. Wart'! dachte Benjamin, ich spiele dir einen Streich! Er schrieb nun einige Aufsätze, bei deren Schrift er seine Handschrift so viel zu verstellen suchte, als es nur immerhin ging. Diese warf er in den Briefkasten für die Zeitung. Als nun sein Bruder die Aufsätze fand, die er von einem ihm Unbekannten geschrieben glaubte, lobte er sie außerordentlich, freuete sich der trefflichen Arbeit und übergab sie Benjamin, sie zu setzen und zu drucken. Dieser verbiß das Lachen mit Macht und wiederholte die Weise noch mehrmals, als aber auch anderwärts die Aufsätze verdienten Beifall gefunden, kounte er sich nicht entbrechen, es seinem Bruder offen zu sagen, wie es sich mit den Aufsätzen verhalte.

Statt daß dieser sich des Talentes und der geistigen Kräfte seines jungen Bruders gefreut hätte, ergriff ihn

wieder Neid und Aerger. Sein Zorn brach wüthend los, und statt der Freude hatte Benjamin den ganzen Ausbruch seiner gehäßigen Leidenschaftlichkeit zu ertragen. Das verleidete ihm nicht nur ähnliche schriftstellerische Arbeiten, sondern überhaupt das Zusammenleben und Zusammenwirken mit einem Stiefbruder, der nicht einen Funken brüderlicher Liebe für ihn im Herzen trug, der ihn nur zu seinem Vortheile benutzte und ausbeutete und kraft des unglückseligen Vertrags, den er seinem damals tiefbekümmerten Vater abgeschwatzt, ihn wie einen Sklaven betrachtete.

Dieß unglückselige, unnatürliche und darum strafbare Verhältniß konnte auf die Dauer nicht fortbestehen, wenn es auch der jugendliche Benjamin nicht lösen konnte. Es mag selbst dem alten Vater Kummer genug gemacht haben, wenn er die leider nur zu begründete Unzufriedenheit Benjamins sah. Freilich war er mit ihm auch nicht ganz zufrieden, denn die Gesellschaft, die er mit gleichaltrigen jungen Leuten pflegte, war nicht gut und drohte seiner Seele Verderben. Da war ein so strenges Band, wie es der Lehrvertrag seinem Bruder in die Hand gab, von guter Wirkung. So dachte der Vater.

Um diese Zeit fiel etwas vor, das unter Umständen Benjamin seine Freiheit hätte geben können, wenn nicht seine Gutmüthigkeit und der Einfluß seiner Angehörigen wieder den Weg ihm verschlossen hätten.

In der Zeitung seines Bruders kam ein Aufsatz, der alle Welt wild und dem Herausgeber aufsätzig machte.

Die Sache wurde vor Gericht anhängig gemacht, und der Buchdrucker Franklin wurde zu gefänglicher Haft verurtheilt; was aber noch schlimmer war: das Gericht verbot ihm die Herausgabe der Zeitung.

Jetzt war Holland in Noth und keine andre Hülfe, das Geschäft zu retten, als der unterdrückte, geschmähte, mißhandelte Bruder Benjamin Franklin. Der wurde nun auf einmal der „liebe Bruder“ weil er allein dem Verurtheilten aus der Patsche helfen konnte.

Benjamin Franklin war zu gutmüthig, um nun den lieblosen Bruder seine Behandlung entgelten zu lassen, und zu treu und ehrlich, Rache an ihm zu nehmen; vielmehr bot er willig die Hand, nicht nur das ganze Buchdruckereigeschäft zu leiten, sondern auch die Herausgabe der Zeitung in seine Hand zu nehmen. Um aber dieß selbstständig zu können, mußte er als Lehrling freigesprochen werden. Dieß geschah, und mit ganzer Hingebung und in einer rühmlichen Weise stand er dem Allem vor. So weit wäre das Alles auch in der Ordnung gewesen, hätte nicht der unredliche Bruder, den eben Benjamin vom Verderben rettete, einen rechten Schurkenstreich hinter Benjamins Rücken gespielt. Er stellte dem Vater und den übrigen Familiengliedern vor, wie gefährlich es sei, einen so jungen Menschen, der zudem in der letzten Zeit sich an eine leichtfertige, lüderliche Genossenschaft von jungen Leuten wärmer, als es für ihn gut sei, angeschlossen habe, seine volle Freiheit und Selbstständigkeit zu geben; das könne, ja müsse

die schlimmsten und verderblichsten Folgen für ihn haben. Das einzige Rettungsmittel liege darin, daß er in einem geheimen Rückvertrage das frühere Verhältniß wiederherstelle. Der Vater und die Familienglieder, die wohl alle mit Benjamins leichtfertigem Umgange unzufrieden waren, glaubten dem Heuchler, den nur die schnödeste Habsucht, der verwerflichste Eigennutz beseelte, und stürmten nun so lange auf Benjamin ein, bis er sich zu diesem heillosen Rückvertrag verstand, der ihm die alten Sklavenketten wieder anlegte.

Benjamin Franklin handelte gewissenhaft und pflichtmäßig gegen seinen Bruder, und als dieser seine Haft überstanden hatte, fand er sein Geschäft in so vortrefflicher Ordnung, wie er es nur wünschen mochte; aber der Dank blieb aus, den er verdiente. Wie hätte er ihn von einem Menschen, der so treulos an ihm gehandelt, erwarten dürfen?

Wer aber die gegenseitige Stellung der Brüder genauer in's Auge faßt und dazu die tückische und falsche Natur des Aeltesten derselben, der muß erkennen, daß dieses Verhältniß nur immer unheilbringender werden mußte. Vor der Welt standen sie sich völlig unabhängig und gleich, doch insgeheim war der Jüngere ganz noch so geknechtet, wie er es früher gewesen.

Es kamen Auftritte vor, die der Jüngere der Brüder, Benjamin Franklin nämlich, durchaus nicht mehr ertragen konnte. Er erklärte nach einem solchen empörenden Auf-

tritte seinem Bruder, da der öffentliche, rechtliche Akt seiner Los- und Freisprechung doch nur allein auf eine gesetzliche und rechtskräftige Bedeutung Anspruch habe, so werde er davon Gebrauch machen, sein Haus und Geschäft verlassen und in einer andern Buchdruckerei Bostons sein Brod sich verdienen. Der Bruder mochte einsehen, daß der junge Mensch hier offenbar in seinem Rechte war, darum schämte er sich nicht, bei allen Buchdruckern der Stadt umherzugehen und seinen Bruder als einen so Verworfenen darzustellen, daß ihn keiner in seine Dienste würde genommen haben.

Das war ein Bruderstücklein für alle die Treue, die Franklin an ihm gethan, für alle die Dienste, die er ihm während seiner Gefangenschaft geleistet! Das war Bruderdank!

Was Benjamin thun wollte, hatte auch seine zwei Seiten; aber zu seinem Bruder zurückzukehren in die täglichen Kränkungen und Mißhandlungen, die nun, wenn ihn der Aeltere gezwungen, noch ärger geworden wären, das war ihm unmöglich. Und seine Aeltern und Angehörigen, die mit ihm wegen seiner übeln Gesellschaft sehr unzufrieden waren, stimmten dem älteren Bruder, der sie heuchlerisch für sich und gegen Benjamin eingenommen, zu. Was hatte er da zu hoffen? Auf's Aeußerste gebracht folgte er unbesonnen einem seiner übelberüchtigten Freunde, verkaufte seine Bücher und Habseligkeiten, nahm nur die nothwendigste Kleidung und Leibwäsche mit und schiffte sich heimlich auf

einem Schiffe nach Newyork ein. Dieß geschah im October des Jahres 1723, als Benjamin Franklin eben sechzehn Jahre alt geworden war.

Es war ein strafbarer, selbstherrlicher Bubenstreich, der ihm hätte recht übel bekommen können, und ohne Zweifel hätte er das verdient. Sein Verschwinden von Boston machte großes Aufsehen und seinen alten Aeltern namenlosen Kummer. Ob der heimtückische Bruder sein schweres Unrecht, das er an ihm begangen, erkannt, — es ist nicht bekannt geworden; das aber ist gewiß, daß Franklin in seinen reiferen Jahren diesen unbesonnenen Schritt schwer bereute, denn daß er seinen untreuen Bruder, schon allein wegen der Zeitung, als deren Herausgeber er, Benjamin Franklin, allein gesetzlich anerkannt war, in eine schwere Verlegenheit muß gebracht haben, ist keinen Augenblick zu bezweifeln, und die Thränen seiner Aeltern brannten schmerzlich auf seinem Gewissen. Die Strafe blieb ihm übrigens nicht aus. — Dennoch war es für ihn ein großes Glück, denn er wurde den Banden einer Gesellschaft entrückt, die ihm höchst gefährlich für seiner Seele Heil und Frieden hätte werden können.

An Bord des Schiffes war er zwar glücklich, aber das Herz pochte ihm doch gewaltig, wenn er auf die Häuser von Boston blickte und an seine guten, so tiefgekränkten Aeltern dachte. Freilich an seinen falschen Bruder dachte er nicht mit Liebe zurück. Der war es ja, der durch seine harte, unwürdige Behandlung, durch seine heimtückischen

Verläumdungen ihn zu diesem Schritte gebracht, den er unternommen. Was da Alles in ihm vorging, weiß nur Gott, aber nachhaltig war die Wirkung doch, wenn auch jugendlicher Leichtsinn ihn selbst an den Rand eines Abgrundes führte, von dem ihn eine edle Quäckerin als Schutzengel zurückriß, den die schützende Hand Gottes ihm zugeführt.

Wohin aber wollte er? das war eine Frage, die er sich doch wohl selbst vorgelegt. Zunächst nach Newyork; allein dort wollte er nicht bleiben, sondern nach Philadelphia in Pennsylvanien reisen, um dort sein Glück durch fleißige Arbeit zu suchen. Das war und blieb in ihm der gute Kern, daß er stets ein redlich verdientes Brod essen wollte. Das ist dem Redlichen, der gerne arbeitet, überall sicher und gewiß. Er verstand die Buchdruckerei und den Satz der Buchstaben so gründlich, wie es nur Einer verstehen konnte. Ueberdieß hatte er sich durch seinen fortgesetzten Fleiß eine Menge schöner und nützlicher Kenntnisse erworben, die er jedenfalls, auch wenn es ihm, was indessen gar nicht anzunehmen war, in und mit der Buchdruckerei nicht glücken sollte, wohl zu verwerthen Gelegenheit finden konnte. Zudem war er ein junger Mann von sehr einnehmendem, freundlichem Aeußeren, der sich sehr schnell und leicht durch offenes, treuherziges Wesen die Menschen gewann.

In Newyork hielt er sich nicht lange auf. Sein Geldbeutelchen hatte nicht das Ansehen der fetten Kühe, welche Pharao im Traume sah, es glich eher dem Bilde

der mageren, und diese Bemerkung reichte hin, ihm den Gedanken nahe zu legen, die erste, beste Gelegenheit, die sich ihm darbiete, nach Philadelphia zu kommen, zu ergreifen.

Glücklicher Weise ging schon am folgenden Tage ein Schiff dahin ab, und da sein Geld zur Ueberfahrt und nothdürftigen Verköstigung hinreichte, so ging er an Bord, um sobald als möglich an einen Ort zu kommen, wo er wieder Geld verdienen konnte. Das hätte er nun freilich auch in Newyork bewerkstelligen können, aber es war ihm zu nahe bei Boston, und der Verkehr beider Städte zu lebhaft, als daß ihn sein Bruder, wenn er ihn hätte in seine Ketten zurückbringen wollen, nicht hätte leicht finden können. Ihm wollte er um jeden Preis entgehen. —

Als er den Boden Pennsylvaniens und die Straßen Philadelphia's betrat, fielen ihm zwei Dinge etwas unbequem auf das Herz. Das war erstens etwas, das jedem ehrlichen, gesunden Christenmenschen am Morgen zuerst entgegentritt, nachdem ihn der junge Tag begrüßt, nämlich der Hunger, und das Zweite war unstreitig bei der augenblicklich etwas feindseligen Stellung zu dem ersten Punkte sein leerer Geldbeutel; denn als er ihn herauszog, war er so leer wie sein Magen und der ganze Inhalt nur noch einige Penny's.

Es war früh am Morgen, wie gesagt, denn sein Schiff war mit dem Tagesgrauen gelandet.

Da stand er denn und hörte die Vorstellungen, welche ihm unhörbar zwar, aber doch ungemein ver-

ständlich die beiden leeren Quäler: Magen und Geldbeutel machten.

Wirthshäuser sah er am Strande genug, allein hinter jedem gemalten Schilde und goldenen Namen stand für ihn ein sehr bedenkliches: Aber, mit einem großen: ? — Da war guter Rath theuer.

Wäre übrigens Benjamin Franklin, wie meine Kinderwärterin einst sagte, „naschig" erzogen gewesen, so hätte er jetzt lernen müssen, wie ein dürftiger Mensch sich behelfen muß; aber weder im älterlichen Hause, noch um Vieles weniger in dem seines lieben Bruders und Meisters ging es „naschig" her, sondern sogar sehr einfach und dürftig: bei seinen Eltern aus Noth, bei seinem Bruder aus Geiz. Einem jungen Menschen ist das immer heilsam, denn er lernt in allen Schuhen gehen.

Als er so da stand und mit seinem Magen und Geldbeutel zu Rathe ging, fiel sein Blick auf ein Bäckerhaus, von woher ein so lockender, köstlicher Duft frischen Brodes seine Nase berührte, daß sein Magen immer dringendere Vorstellungen machte, dort einzutreten.

Das that er denn auch, und in seiner offenen, gewinnenden Weise sagte er dem Bäcker, wer er sei und welch eine innige Wahlverwandtschaft zwischen seinem Geldbeutel und seinem Magen bestehe. Der Bäcker lachte herzlich und schnitt ihm für einen Penny eine solche Portion kräftigen Brodes zu, daß er sich gründlich sättigen konnte, was bei einem sechzehnjährigen Magen immer so keine ganz leichte

Sache zu sein pflegt. Dieses Werk der Sättigung war vorüber, und wohlgemuth durchstrich er die Straßen der Stadt, bis er einen Buchdrucker fand, der denn auch sogleich den kräftigen, frischen, jugendlich anmuthigen Gesellen mit einem ganz hübschen Lohne in sein Geschäft nahm.

Bald genug entdeckte Franklin, daß sein Meister weit weniger von seinem Geschäfte verstand als er, der Geselle, aber er hatte es gut in dem Hause und war nur dem Namen nach Geselle, in der That aber der Meister, der Alles leitete. —

Franklin wurde bald in Philadelphia bekannt. Man sprach mit vieler Anerkennung von seinen Kenntnissen und seinem Streben. So gewann er Freunde und kam in manche ehrenwerthe Gesellschaft. In einer solchen machte er die Bekanntschaft des Gouverneurs Keith, eines hochgestellten Mannes, der ein besonderes Wohlgefallen an ihm fand. Leider durchschaute Franklin diesen zweideutigen Mann nicht, der mit dem Scheine der größten Theilnahme alles Mögliche versprach und nicht daran dachte, auch nur den kleinsten Theil des Zugesagten und Versprochenen zu halten.

Auch Franklin, den er besonders auszeichnete, überhäufte er mit Zuvorkommenheiten, machte ihm den Vorschlag, eine selbstständige Stellung durch Gründung einer Buchdruckerei sich zu erwerben und eine Buchhandlung damit zu verbinden; damit er aber dieß Alles auf einem recht würdigen und großartigen Fuße könne, sagte er ihm die Mittel zu,

daß er nach London reisen und dort sich umsehen könne, wie das Alles am besten und umfassendsten könne eingerichtet werden.

Solche Vorschläge waren eine Saat, die in Franklins Kopf und Herzen aufging. Er hielt Alles, was ihm Keith sagte, für baare Münze, und doch — war kein wahres Wort daran. Er ging in die Falle, die der leichtsinnige, windbeutelige, unwahre Mann, weil es ihm so gefiel, ihm stellte, nicht grade in böswilliger Absicht, sondern nur eben so nach seiner Art und Weise zu windbeuteln.

Leider gab sich Franklin ganz dieser Sache hin, und wollte vorher an seine Eltern schreiben, um sich ihre Verzeihung und ihren Segen zu erflehen, da er nun nach London gehen würde, entschloß sich aber dann, selbst nach Boston zurückzukehren und dieß Alles mündlich zu thun. Er führte seinen Plan aus und wurde mit vergebender Liebe aufgenommen; aber der richtige, klare, verständige Vater gab seine Einwilligung zu dem Plane seines Sohnes nicht. That das auch anfänglich Benjamin Franklin wehe, so hatte er doch bald genug Gelegenheit, seinem Vater dafür zu danken, denn er erfuhr nur zu frühe, daß er einem unzuverlässigen, leichtfertigen Manne getraut, der nicht im Entferntesten daran dachte, seine Versprechungen zu halten. Er kehrte nach Philadelphia zurück, und da der Gedanke einmal in ihm lebendig war, nach London zu reisen, so nahm er sein Erspartes und reiste nach London, jedoch nicht mit dem Plane, den der Lügner Keith ersonnen hatte. —

Es ist hier am Orte, einer Begebenheit zu gedenken, die einflußreich für Franklin wurde, und die für manchen meiner lieben jungen Leser eine Lehre enthält, die, wenn er sie wohl beachtet und ausübt, sehr heilsam für ihn werden kann.

In Philadelphia lebte ein reicher und geachteter Mann, ein Quäcker, der sich mit den Wissenschaften beschäftigte und eine reiche und vortrefflich ausgewählte Büchersammlung besaß. Franklin bemühte sich, mit diesem ausgezeichneten Manne bekannt zu werden. Dieß gelang ihm, und er zog manche Belehrung aus dieses Mannes Umgang und Büchern. Kurz zuvor, ehe der junge Mann abreisen wollte nach London, besuchte er ihn noch einmal und erfreute sich der belehrenden Unterredung mit dem gelehrten alten Manne. Als er ihn verlassen wollte, zeigte ihm Herr Mather einen kürzeren Weg aus seiner Büchersammlung, wo sie zusammen gesessen, nach der Straße. Es war ein ziemlich enger und sehr dunkler Gang.

Als sich Franklin verabschiedet und in dem Gange sich entfernte, rief ihm der Quäker (sie nennen Jedermann: Du) nach: bück Dich! bück Dich! — Franklin begriff nicht, was er mit diesem Zuruf eigentlich wolle, und ging ruhig weiter. Plötzlich stieß er sich an einen tief liegenden Querbalken, den er in dem dunklen Gange nicht bemerkt, und begriff nun die warnenden Worte des guten Mannes. Der Stoß war aber so heftig, daß er zurücktaumelte und schier zur Erde gestürzt wäre.

Herr Mather eilte herbei und bedauerte es herzlich, daß Franklin seinen Ruf nicht beachtet habe. Als er sich erholt und nun weiter gehen wollte, sagte Herr Maiher sehr ernst aber liebevoll zu ihm: Du bist jung, Freund, Du hast die Welt noch vor Dir; bück' Dich, wenn Du hindurchgehest, und Du wirst manchen harten Stoß vermeiden!

Das war eine dankenswerthe Lehre, die sich Franklin hinter das Ohr schrieb, und von der er einen reichen Segen hatte in seinen künftigen Lebenstagen.

Sie ist ungemein wichtig, diese Lehre! sie heißt nicht: schmiege dich, sei hündisch gegen die Leute; nein die Selbstständigkeit soll jeder ehrliche Mensch nicht drangeben; aber sie sagt: trage die Nase nicht hochmüthig emporgereckt durch die Welt. Siehe, wenn du an einem Kornfelde vorübergehest, einmal die vollen Aehren an; sie bücken sich, und die leeren, die kein Körnlein in sich haben, die stehen kerzengrade aufgerichtet. Das ist die Erklärung zu dem „Bück dich!" des alten, weisen Quäckers. Sei bescheiden, sei demüthig, sei höflich — das heißt: „Bück dich!" Dann wirst du Allen willkommen sein, von allen Menschen geliebt und geachtet werden, zumal wenn du wie die volle Aehre etwas im Kopfe hast, nämlich keinen schalen, kahlen Hochmuth, sondern ein wackeres Erkennen und Wissen, und im Herzen das ächte Gold der Redlichkeit und Treue.

Lieber junger Freund, der Du das liesest, auch Dir gilt die Mahnung: „Bück Dich!" auch Du bist jung, auch Du

hast die Welt vor Dir; bück Dich, wenn Du hindurchgehest, und Du wirst manchen harten Stoß vermeiden!

III.

Wenn Benjamin Franklin oft als Knabe die Schiffe in die ahnungsvolle Ferne segeln sah, durchdrang ihn der Wunsch, diese Ferne zu sehen, und wir wissen schon, wie lebhaft dieser Wunsch war. Jetzt war seine Erfüllung gekommen. Er sollte die Weltstadt London sehen.

Waren seine Hoffnungen auf Keith's versprochene Hülfe noch fest, so zerrannen sie, als das Schiff die Segel blähete, in nichts, und der Gedanke an dieses leichtfertigen, gewissenlosen Menschen Handlungsweise gegen ihn verdüsterte seine Seele. Das Herz pochte ihm bei dem Gedanken, mit wenigen Mitteln in der Welt zu stehen.

Glücklicher Weise gelang es ihm, bald in einer der ersten Londoner Druckereien Arbeit zu finden, die ihn der Sorgen um das tägliche Brod enthob.

War auch sein allzugroßes Zutrauen auf die Menschen durch den nichtswürdigen Keith erschüttert worden, so mußte er in London doch noch eine zweite, ähnliche Erfahrung an einem seiner leichtsinnigen Freunde aus Philadelphia machen, den er hier traf, und der ihn um sein Erspartes brachte. Aber Beides war ihm sehr heilsam für die Zukunft.

London wurde für ihn eine Schule zwar innerlich tief beugender, bitterer, grade deshalb aber heilsamer Erfahrungen; denn diese lenkten ihn in andre Bahnen; sie lehrten ihn, ernster in das Leben und nachdrücklicher in sein eignes Innere zu blicken.

Das geräuschvolle und wirre Leben in London wurde ihm bei seiner andersgewordenen Stimmung bald gar sehr leidig, und die Sehnsucht nach Amerika, in das stillere Leben, in geordnetere Lebensverhältnisse erwachte erst leise, dann mächtiger und stärker, und er pries es als ein Glück, daß er die Bekanntschaft eines jungen Mannes Namens Denham machte, der den Plan hegte, in Amerika ein Handelsgeschäft zu errichten, und der ihn als Buch- und Schriftführer mit fünfzig Pfund Sterling Gehalt in seine Dienste nahm.

So finden wir denn Benjamin Franklin nach anderthalbjähriger Abwesenheit in Philadelphia wieder, nachdem eine langsame, oft beklagenswerthe Seereise ihm dadurch eine Wohlthat geworden war, daß sie ihn immer mehr zur Selbsterkenntniß und zu Lebensgrundsätzen führte, die ihm für seine Zukunft nur heilbringend sein konnten. War in seinem früheren Leben oft der Leichtsinn mächtig, der ihn zu Handlungen führte, die er nun als Verirrungen erkannte, die sein Gewissen verdammte und verdammen mußte, so war es jetzt mit ihm zu einem heilsamen Wendepunkte gekommen, von dem an sein innerer Mensch, geläutert und gebessert, eine neue Bahn einschlug, die Bahn, welcher er

treu blieb, und die ihn auf der einen Seite zum wahren Frieden des Gewissens und reiner Freudigkeit, auf der andern zur wohlverdienten Liebe und Hochachtung seiner Mitmenschen führte.

Das Geschäft seines Freundes Denham nahm einen glücklichen Aufschwung und sicherte oder schien ihm doch eine sorgenfreie Stellung zu sichern; allein was sind menschliche Pläne? Die Alles leitende Vorsehung Gottes hatte ihm das Ende seiner Prüfungen, die so heilsam für ihn waren, noch nicht zugedacht. Seine neugewonnenen Grundsätze sollten erst noch probehaltig werden. Denham erkrankte und starb.

Mit dem Tode des eigentlichen Hauptes des neuen Geschäfts löste es sich natürlich auf, und Franklin war wieder brodlos und haltlos.

Du sollst die Jacke nicht wechseln, sagte er zu sich selbst. Das hat dir dein alter Vater so eindringlich gesagt, und du warst wieder drauf und dran, es zu thun und Kaufmann zu werden. Kehre zurück zu dem Beruf, der dir am besten paßt, werde wieder Buchdrucker. Damit fiel ihm sein einstiger, wunderlicher Brodherr, der Buchdrucker Keimer wieder ein, den er aufsuchte, und bei dem er wieder, ohne sich aber fest zu binden, in Dienste trat.

Lange dauerte indessen diese Verbindung nicht; denn er fand einen jungen Buchdrucker, mit dem er sich zur Errichtung einer eigenen, selbstständigen Buchdruckerei verband. Es waren zwei rüstige und wackere Kräfte, die sich hier zu-

sammengefunden. Ihr Geschäft hatte schöne Aussichten, aber — es schien, als sollten Franklins Verbindungen mit Andern für ihn nicht von Segen begleitet sein. Soviel ist aber entschieden, daß die Trennung beider junger Männer eine friedliche, und der Grund derselben durchaus nicht die Schuld Franklins war. Was nun? fragte er sich, und so fragen auch meine lieben Leser, die mit Theilnahme die Lebenswege des jungen, ausgezeichneten Mannes bisher begleitet haben.

Franklin, seiner rechtschaffenen Grundsätze sich bewüßt und ihnen treu, festentschlossen, gewissenhaft allen seinen Verpflichtungen nachzukommen und redlich zu arbeiten und zu wirken, war nicht lange mit sich im Zweifel und antwortete sich mit der ihm eigenen Entschiedenheit des Willens auf die Frage: was nun anfangen? — das Geschäft selbst übernehmen! Das durfte er sich selbst sagen, daß er in London die kurze Zeit seines Aufenthaltes gut und redlich benutzt habe und sein Geschäft nun gründlicher verstehe als irgend ein Buchdrucker in Philadelphia, die er ja alle kannte. Und weiter, ausgehend von dem für das Leben in der Welt so wichtigen Sprüchworte: „Selbst ist der Mann", hatte er sich seinen Plan schon entworfen, die Hauptarbeit selbst zu thun, und für's Erste so wenig fremde Kräfte als möglich zu seiner Hülfe herbeizuziehen; endlich aber sollte in seinem Geschäfte die allerpünktlichste Ordnung herrschen; er wolle sich selbst jeden Tag seine Aufgabe stellen und erst, wenn sie geschehen, sich zur Ruhe legen, wenn

auch die ersten Stunden des jungen Tages ihn noch bei der Lösung seiner sich selbst gestellten Aufgabe fänden. Das waren vortreffliche Pläne!

Alles gut; aber zu einem Kriege, sagte der alte General Montecuculi, gehört 1. Geld und 2. Geld und 3. viel Geld, und mit einer Buchdruckerei ist's, so verschieden sie von einem Kriege ist, nicht anders, denn ohne die drei Stücke, die Montecuculi zum Kriege für nothwendig erachtete, geht's auch da nicht, wo eine Menge schöner Buchstaben, Formen, Pressen und Papiers nothwendig ist, wenn man das Geschäft mit Aussicht auf Erfolg führen soll. Woher nun diese drei wesentlichen Stücke?

Als er aus England heimkehrte, war von dem, was er sich in der letzten Zeit erspart hatte, als ihn sein guter Freund Ralph nicht mehr durch Geldleihen, das er nie wiedergab, ausplünderte, nicht viel mehr übrig. Zwar gehörte es zu den Grundsätzen, die er als streng zu beachtende Richtschnur seines Lebens in sein Tagebuch schrieb, daß er sparsam in Philadelphia leben wollte; allein sein Verhältniß zu Denham dauerte ja kaum ein Jahr, und von den fünfzig Pfund Sterling Gehalt mußte er sich ernähren und kleiden. Bei Keimer war er ebenfalls zu kurz, um sich viel ersparen zu können, und endlich ging auf die Einrichtung der gemeinsamen Druckerei viel Geld, das, wollte er sie auf eigne Faust übernehmen, an seinen zurücktretenden Theilhaber bezahlt werden mußte, so weit es auf seinen Antheil kam. Kurz, Geld that hier so noth, wie dem Fische das Wasser.

Wie er es fertig brachte, ich weiß es in der That nicht, aber ich kann mir es erklären und schieße damit ohne Zweifel nicht weit neben das Ziel. —

Franklin — ich glaube, ich habe es schon einmal gesagt, — war ein bildschöner, junger Mann. Seine Haltung war wirklich majestätisch. Sein offenes, ehrliches Gesicht, sein klares, verständiges Auge, sein einfaches, anständiges Betragen und sein festes, einfaches, aber Vertrauen einflößendes Wort — das Alles zusammen gewann ihm wunderbar schnell und leicht die Herzen der Menschen. Ohne Zweifel hatte er wohlwollende Menschen gefunden, die ihm die Mittel liehen, mit denen er muthig sein Geschäft übernehmen und mit Gottvertrauen und redlichem Willen, mit Thatkraft und reichen Kenntnissen sein Schifflein in die Wellen und Wogen des Geschäftslebens hineinsteuern konnte. Und um bei dem gebrauchten Bilde zu bleiben, — der Wind blies frisch in seine Segel; seine Arbeiten waren schön und sauber, und da er selber auch der Setzer war, frei von Druckfehlern. Das empfahl ihn nach allen Seiten, die Arbeiten flogen ihm auch von allen Seiten zu, und weil er das Meiste und Beste im Geschäfte so lange als möglich selbst that, so konnte es nicht ausbleiben, daß er einerseits einen glänzenden Verdienst machte, seine Schulden bezahlte, und sein erspartes Geld auf Erweiterung und Verbesserung seines Geschäfts verwandte; daß er andrerseits bald den Ruf erlangte, die beste Druckerei nicht nur in Philadelphia, sondern in Pennsylvanien, ja in ganz

Nordamerika zu besitzen. Franklin war eine ganz eigenthümliche, ja man könnte sagen, wunderbar geartete Menschennatur.

Wir sehen ihn in seinem Geschäfte mit Leib und Seele thätig und wirksam, vom grauenden Tage oft bis jenseits der Mitternacht. Der schöne, lohnende Aufschwung dieses Geschäftes erforderte nicht blos seine rastlos selbstthätigen Arme, sondern seine volle Denkkraft. Da waren Verträge zu schließen, die nur er schließen konnte, Drucksachen, die vollendet waren, abzuliefern, die Beträge in die Bücher einzutragen, Briefe zu schreiben, andre zu beantworten, kurz eine Arbeit, für die e i n Kopf und nur zwei Hände nicht ausreichten. Und nehmen wir selbst hinzu, daß mit der Erweiterung, mit dem blühenden Aufschwunge des Geschäfts er Leute haben mußte, die das Setzen nnd Drucken übernahmen, so blieb doch noch das Alles, was vorher genannt wurde, für seine Schultern ganz allein, — und es war keine kleine Last!

Und doch hatte dieser junge Mann noch Zeit übrig, ganz eigenthümliche Gedanken zu denken, sie abzurunden und klar festzustellen, die eigentlich weitab von seinem Geschäfte lagen und darauf berechnet waren, nicht nur Anderen nützlich, sondern wahrhaft heilbringend zu werden. Er stiftete eine Gesellschaft von gleichdenkenden Männern in Philadelphia, die er „Junta" nannte, deren Zwecke keine andere waren, als bei den Gliedern und bei Anderen auf Tugend, geistige Bildung und Alles, was edel und gut ist,

hinzuwirken, besonders aber auch die Absicht hatte, dem Vaterlande zu dienen und sein und der Stadt Philadelphia wahres Wohl zu fördern. Ueberdieß sollten die Einzelnen unter einander und für einander wirken. Diese Gesellschaft war ein Segen, und sie suchte überallhin veredelnd zu wirken. Sie gründete zu dem Ende eine öffentliche Bibliothek — ein Gedanke, den Franklin in seiner Seele lange schon bewegt hatte. Diese wuchs von einem kleinen Anfange zu einer Büchersammlung von sehr großem Umfange, die außerordentlich viel Gutes stiftete und noch jetzt in einem außerordentlichen Umfange Gutes wirkt.

Franklin's Geist ließ ihn nicht ruhen. Seinem Geschäfte, das immer blühender wurde, widmete er seine volle Kraft; aber durch eine strenggeregelte Ordnung, durch eine äußerst sorgfältige und strengbefolgte Zeiteintheilung gewann der gewissenhafte Mann Zeit genug, um an hochwichtige Angelegenheiten zu denken und sie durch tüchtige Aufsätze, die er drucken ließ, zu fördern, was ihm in lohnendster Weise gelang. Er sicherte sich dadurch den Dank und die Hochachtung Aller, die das wahrhaft Gute wollten. Im Jahre 1730 verheirathete er sich. Diese Heirath, die nicht auf Geld gegründet war, sondern auf wahre, gegenseitige Achtung und Werthschätzung, fiel zu beiderseitigem Glücke aus, und Franklin lernte jetzt erst den vollen Segen eines treuen und liebevollen Familienlebens kennen und hochschätzen.

Er war ein Mann, wie es wenige gibt.

Jeden Abend hielt er eine Selbstschau mit und über sich selbst, und so reich an guten Handlungen, an Handlungen wahrer und ächter Menschen- und Bruderliebe war sein Leben, daß er oft in dem Falle war, sich einer guten That am Abend zu erinnern; aber er hatte im Ausüben der Wohlthätigkeit eigenthümliche Ansichten, die wir näher kennen lernen müssen, lieber Leser!

Er ging nämlich von dem Grundsatze aus, daß Betteln, wenn Einer arbeiten könne, eine Schande, ja eine Sünde sei, weil der Bettelnde seine Kräfte, die ihm Gott zu redlicher Arbeit gegeben habe, absichtlich nicht anwende, daher auf die abschüssige Bahn der Schlechtigkeit gerathe, von der eine Umkehr schwer, meist unmöglich sei. Den Segen der Arbeit kannte er selbst am besten, und ich denke, unser deutsches Sprichwort: „Müßiggang ist des Teufels Ruhebank und aller Laster Anfang“ weiß auch etwas davon zu sagen und stimmt wesentlich mit Franklins Ansichten überein.

Er meinte das nämlich, wenn er sagte: ein einfaches Almosen an Geld sei schädlich, so, daß er jedesmal die Gabe der Barmherzigkeit mit einer eindringlichen Ermahnung begleitete und diese eindringliche Ermahnung und Ansprache für ein größeres Almosen hielt als das, was man gewöhnlich so nennt. Aber er wurde oft um größere Summen angesprochen von Solchen, die in Noth und Elend durch Unglücksfälle gerathen waren. In solchen Fällen pflegte er so zu verfahren: er lieh ihnen das Geld und

schrieb ihnen etwa dazu: ich schenke ihnen das Geld nicht, was ich Ihnen hier sende, ich leihe es Ihnen nur. Wenn Sie dereinst wieder in besseren Umständen sind und einem Ehrenmanne begegnen, der sich in einer Noth befindet, wie Sie sie jetzt zu beklagen haben, so müssen Sie ihm das Geld bezahlen, das Sie mir schuldig geworden sind, ihm aber wieder zur heiligen Pflicht machen, es ebenso weiter an einen andern ehrlichen Armen zu zahlen oder vielmehr es ihm unter gleicher Bedingung zu leihen.

Wenn es auch wohl anzunehmen ist, daß leider nicht Viele dieß „geliehene" Geld in solcher Weise heimzahlten, so mag es doch hin und wieder einmal vorgekommen sein, daß es geschah, und solch' ein Gedanke konnte seine Seele erquicken.

Daß ihm aber auch der bekannte Lohn der Welt für seine Wohlthaten zu Theil wurde, konnte nicht ausbleiben, weil es leider so der Gang der Welt ist; aber lässig wurde er darum doch nicht, so viel Gutes zu thun, als ihm seine Vermögensumstände irgend gestatteten.

Franklins rastloser Thätigkeitstrieb, verbunden mit dem ebenso rastlosen Streben, Gutes zu wirken, veranlaßte ihn, eine Zeitung zu gründen unter dem Titel: „Pennsylvanische Zeitung." Sie wurde mit Vorliebe gelesen. Er schrieb oft fast ganz allein den Inhalt, wenigstens denjenigen, der berechnet war, sittlich-religiöse Grundsätze zu verbreiten. Er wußte das in einer Weise zu thun, die Jedermann verstehen konnte, und grade diese volksthümliche Weise, die der Ge-

bildetere gerne las und auch der einfache, schlichte Mann verstand und liebte, war der Grund der starken Verbreitung seines Blattes. Der Gedanke, von dem er ausging, daß der einfache Bauersmann, der Farmer, wie er in Amerika heißt, der überdieß oft weit von seinen Nachbarn entfernt wohnt, nur einige Bücher hat, freilich die besten, vor Allem das Buch der Bücher, die Bibel, sein Gesangbuch und Gebetbuch, und doch wohl auch einmal etwas Nützliches und Gutes außerdem lesen will und in einem guten Kalender, den er sich doch jedes Jahr kaufen muß, dieß finden soll, war ein durchaus richtiger und zeigt, wie genau Franklin die Menschen und die Verhältnisse des einfachen Volkslebens kannte. Diese Erwägung führte ihn auf den Plan, in diesem Sinne einen Kalender herauszugeben. Er gab ihm den Titel: „Kalender des Richard Saunders"; vom Volke Nordamerika's wurde aber dieser Kalender nur schlechthin „der arme Richard" genannt. Er war so beliebt wie kaum jemals ein Kalender und ging in vielen Tausenden hinaus in's Land, wo er selten in einem Hause fehlte, auch in keiner Blockhütte. Dieser Kalender enthielt eine Menge der köstlichsten und heilsamsten Belehrungen, so schlicht, warm, klar und überzeugend dargestellt, daß sie mächtig einschlugen, und man darf es keck aussprechen, daß selten ein Werk menschlichen Fleißes und wahrer Liebe für das Wohl der Mitmenschen so köstliche Früchte getragen hat als „der arme Richard".

Franklin hatte oft die Freude, sich selbst davon zu über-

zeugen und eine wahrhaft selige Genugthuung zu ärndten. Beide Unternehmungen, die Zeitung und der Kalender, brachten ihm schöne Summen ein und dienten dazu, seinen Wohlstand mächtig zu heben.

Solche Saaten streute der wackere Mann mit treuem Herzen und unermüdeter Hand überallhin aus; allein wenn wir glauben wollten, diese Thätigkeit für das Seelenheil seiner Mitmenschen, so rastlos er auch darin war, und so freudig er jede freie Stunde ihr widmete, hätte ihn von wissenschaftlichen Arbeiten ab- und ferngehalten, so würden wir sehr irren.

Wer einmal wie Franklin mit vollem Durste aus dem Born des Erkennens und der Wissenschaften überhaupt geschöpft hat, der kann mit allem dem, was er geschöpft, den Durst nicht stillen. Jede Erkenntniß, die wir gewonnen, hebt uns auf eine Höhe, von der aus unser Blick immer wieder auf's Neue in eine nebelvolle Ferne schweift, die er durchdringen möchte. Aus der Einen Frage, die wir uns klar beantwortet haben, entstehen zehn ueue, deren Beantwortung wir suchen müssen, weil der innere Drang nach klarem Wissen und Erkennen uns drängt und treibt und, einmal angeregt, nicht mehr rastet.

So ist es in jedem strebsamen, wahrheitsuchenden Geiste, und so war es bei Franklin auch der Fall.

Um die Weisen fremder Völker in ihren Schriften kennen zu lernen und aus diesen Schriften ihre Weisheit uns anzueignen, müssen wir ihre Sprachen verstehen. Die-

ser Gesichtspunkt war es, der Franklin noch im Mannesalter antrieb, französisch zu lernen, und als er diese Sprache sich zu eigen gemacht, lernte er ebenso fleißig italienisch und spanisch.

Bewundernswürdiger wird uns dieß, wenn wir uns denken, daß er noch immer die Seele seiner Buchdruckerei und seines damit verbundenen Papierhandels war, daß er seine Pennsylvanische Zeitung herausgab und größtentheils selbst schrieb, und daß er seinen Kalender nur allein verfaßte. Welch eine Thätigkeit entwickelte dieser seltene Mann nach allen Seiten hin! Er las dabei die besten gelehrten Werke und lernte dazu die Sprache dreier gebildeter Völker, um ihrer großen Männer Schriften in der ihnen eigenen Sprache lesen zu können. Auch das seit seinen Knabenjahren nicht mehr getriebene Latein fing er als Mann wieder an, zu lernen.

Auf ihn weise ich darum vorzugsweise meine jungen Leser hin und möchte jedem in's Herz rufen: lerne von diesem Manne Fleiß, Tugend, Treue und strenge Redlichkeit, und Du hast den allein richtigen Weg gefunden, Dir eine sichere, ehrenwerthe Stellung in der Welt zu erringen und Dich eines guten Namens würdig zu machen.

Neben andern wichtigen Gegenständen menschlichen Erkennens und höherer Bildung des Geistes und Herzens, welche Franklin eifrig pflegte, waren es auch die Naturwissenschaften, denen er seinen Fleiß zuwandte. Dazu lag ein Sporn in dem Umstande, daß er es sich vorgesetzt hatte,

in seinem Kalender seine Leser über die täglich vorkommenden Naturerscheinungen zu belehren, über deren natürliche Ursachen so Viele, die sonst schon etwas, selbst Ausgezeichnetes gelernt hatten, wie er sich selbst vielfach überzeugt, ganz im Dunkeln waren oder die verschrobensten Ansichten hegten. Wer aber eine Sache Andere lehren will, muß sie natürlich zuvor selbst gründlich wissen, also selbst erlernt haben. Dadurch nun kam er mit manchem ausgezeichneten Manne in Verbindung, und ein Gedanke, fruchtbar und erfolgreich wie einer, regte sich in seiner Seele. In England gab es eine königliche Gesellschaft der Wissenschaften, welche die gelehrtesten Männer umschloß und außerordentlich viel wirkte. Warum sollte Amerika, wo so viele gelehrte Leute waren, einer solchen entbehren? — Kaum war ihm der Gedanke recht klar geworden, so fing er auch mit dem vollen Eifer und aller der Zähigkeit des Willens, die ihm eigen war, zu arbeiten an, ihn seiner Verwirklichung zuzuführen. Leicht ging das nicht, schnell auch nicht; allein Franklin war nicht der Mann, der auf halbem Wege stehen blieb. Freilich vergingen Jahre, ehe er das Ziel erreichte; allein er erreichte es, und „die Academie von Philadelphia" entstand, die einen mächtigen Einfluß auf die Pflege der Wissenschaften in Amerika ausübte, und die mit den wissenschaftlichen Gesellschaften Englands in der engsten und erfolgreichsten Verbindung stand.

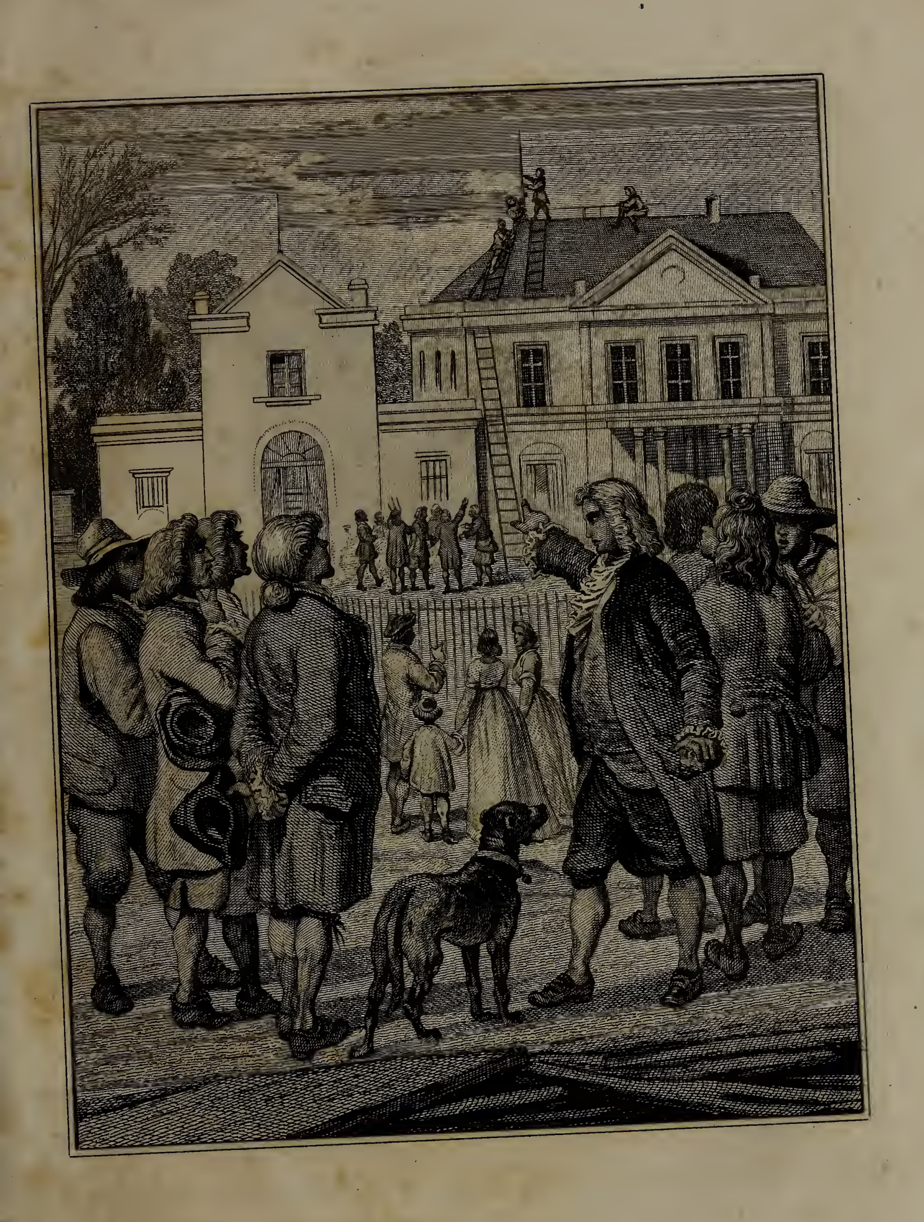
IV.

Durch eine besondere Veranlassung wandten sich Franklin's wissenschaftliche Bestrebungen einem Felde zu, auf dem er bis jetzt kaum seine Kraft versucht hatte. Die Gelehrten Englands stellten sich sehr wohlwollend zu der wissenschaftlichen Gesellschaft, welche Franklin in Philadelphia endlich zu Stande gebracht hatte, und Einer derselben übersandte der Gesellschaft eine Elektrisirmaschine zum Geschenk und fügte eine Anweisung hinzu, sie zu gebrauchen. Er ermahnte zugleich, damit Versuche anzustellen und sie überhaupt zu wissenschaftlichen Forschungen zu verwenden. Das war für ihn nicht umsonst gesagt, denn ihm war die Elektrisirmaschine nicht fremd. Sie hatte, wie die elektrische Kraft, der sie diente, sein Denken und Trachten schon beschäftigt, und jetzt, wo ein solches Werkzeug ihm zur Verfügung stand, warf er sich mit seinen reichen Geisteskräften darauf, sie gründlich zu erforschen. Er war der Mann, der nicht bei dem Nächsten stehen blieb. — Bald schon hatte er auf diesem Gebiete Unbekanntes gefunden. Mehrere seiner Entdeckungen machten selbst in Europa Aufsehen und richteten die Blicke auf einen Mann, den man dort bis jetzt noch nicht gekannt hatte. Bald sollte das in einem weit höheren und umfassenderen Sinne geschehen, als es Franklin selbst ahnete.

Franklin war nämlich zu der Ueberzeugung gekommen,

daß der Blitz bei dem Gewitter und die elektrische Kraft in ihren wichtigsten Eigenthümlichkeiten übereinstimmten, also wesentlich dieselbe Kraft sein müßten. Diese Entdeckung war von einer großen Wichtigkeit, und nach einer Seite hin sollte sie den Namen Franklins für immer mit Ruhm krönen. Er hatte nämlich gefunden, daß die elektrische Kraft durch Spitzen, namentlich durch Metallspitzen angezogen wurde, und darauf baute er den merkwürdigen Schluß, daß man auch den Blitz durch eine Metallspitze müßte anziehen können. Dadurch aber stellte sich seinem forschenden Geiste das Ergebniß fest, daß wenn man auf das Dach eines Hauses eine oben ganz spitz zulaufende Metallstange aufrecht stelle und alsdann über die Firste des Daches hin, von der Metallstange aus, Dräthe leite, welche an den Wänden hinab in Wasserkufen oder Fässer führten, der Blitz unschädlich für das Haus werden müßte, indem sein Feuer von der Stange aufgefangen, von den Dräthen fortgeleitet bis in das Wasser, dort unschädlich erlöschen müsse. So könnte, schloß der scharfsinnige Mann weiter, ein Gebäude völlig vor Gefahr geschützt werden, vom Blitze getroffen und angezündet zu werden.

Sein Scharfsinn hatte mit diesen folgerechten Schlüssen den Blitzableiter entdeckt, eine Entdeckung, welche eine unaussprechlich wichtige Bedeutung für kostbare Gebäude, Schlösser, Kirchen u. s. w. hatte, und die man in der ganzen gebildeten Welt mit großem Beifalle und ebenso großer Bewunderung des Entdeckers aufnahm.





Ehe er aber zu dieser Entdeckung und ihrer unzweifelhaften Feststellung gelangte, unternahm er eine Reihe von Versuchen, die ihn oft der Gefahr, vom Blitze erschlagen zu werden, aussetzte, die er aber furchtlos und mit einer Hingebung und Ausdauer fortsetzte, welche mit Fug und Recht unsre Hochachtung und Bewunderung dem ausgezeichneten Manne zuwenden müssen.

Manche meiner lieben Leser, welche in größeren Städten auf hervorragenden Gebäuden aufrecht stehende Eisenstangen mit vergoldeter Spitze (sie haben die Spitzen darum vergoldet, damit sie nicht im Wetter rosten) gesehen haben, die durch etwa drei viertel Fuß über dem Dache fortgeleitete Drähte in Verbindung gebracht, und deren Enden am Giebel herab in die Erde geleitet sind, und die sich diese Einrichtung nicht ohne eingeholte Belehrung zu erklären vermögen, wissen nun ohne Zweifel, daß dieß die von Franklin erfundenen, überall sogleich in Anwendung gebrachten Blitzableiter sind, welche — und zahlreiche Erfahrungen haben es bestätigt — bei heftigen und tiefgehenden Gewittern den Blitz mit der Stangenspitze auffangen und ihn an dem Leitedrathe in eine in die Erde eingegrabene Wasserkufe leiten. Dort erlischt er, und das Haus ist vor dem Einschlagen des Blitzes gesichert.

Wenn der Blitz die Spitze der Stange trifft, so hat man beobachtet, daß er als ein Flämmchen einige Sekunden auf der Stangenspitze flackert, dann aber schnell an

dem Leitedrahte fortlauft und endlich in dem Wasserbehälter zischend erlischt.

Bedenkt man z. B., welche Schätze manchmal ein Gebäude, welches eine reiche Büchersammlung enthält, in sich schließt, die oft ganz unersetzlich sind und außerordentliche Summen kosten, so begreift man es auch wieder ganz leicht, wie unschätzbar Franklins Entdeckung und Erfindung ist, weil sie diese Schätze der Gefahr entzieht, durch den Blitz, der das Gebäude anzünden und zerstören kann, vernichtet zu werden. Ich führe blos dieß eine Beispiel an, aber wer wird nicht gerne, wenn er die Kosten zu erschwingen vermag, seine Wohnung vor solch' einer Gefahr schützen wollen?

Wie schon bemerkt, diese Erfindung hat dem Namen Franklins eine ehrenwerthe Stelle in der Reihe der Männer erworben und gesichert, welche sich durch wohlthätige und nützliche Erfindungen um ihre Mitmenschen verdient gemacht haben.

Andere und große, tiefeingreifende Dienste hat er seinem heimathlichen Staate Pennsylvanien und überhaupt Nordamerika von dem Zeitpunkte an in reichem Maße geleistet, als er in das öffentliche Leben einzugreifen begann.

Zwar knüpfen sich solche schon an die Herausgabe seiner Zeitung, durch welche er gesunde Ansichten über das, was dem öffentlichen Leben Noth that, verbreitete, und durch seinen vortrefflichen Kalender war seine Wirksamkeit

noch eingreifender in das Leben und die Sitten des Volkes, die er mit seinen besten Kräften zu veredeln strebte.

Von dem Zeitpunkte an, da er sich mehr dem öffentlichen Leben, den Einrichtungen, der Verwaltung und Gesetzgebung des Staates Pennsylvanien zuwandte, gab er seine Buchdruckerei auf und behielt nur noch die Zeitung und den Kalender, welche beide ihm einen schönen Verdienst abwarfen. Er hatte sich im Laufe der Jahre ein bedeutendes Vermögen erworben und konnte sich der Menge der Arbeiten, welche ihm die Buchdruckerei brachte, entledigen.

Was er für sein Volk gethan, das erkannte es durch Hochachtung und Vertrauen reichlich an, ein Anerkenntniß, das leider nicht Jedem, der für sein Volk zu wirken strebt, zu Theil wird. —

Er verstand es wie kein Anderer. Er war durch die Schule der Noth und Drangsale hindurchgegangen, hatte das Brod der Armuth und des „sauern Verdienstes" wie sich das Volk ausdrückt, gegessen; er hatte hier Eindrücke empfangen, die seinen Blick für ähnliche Verhältnisse schärften, hatte Bedürfnisse kennen gelernt, welche Gesetzgebung und bürgerliche Einrichtung und Ordnung unerfüllt liessen, und hatte so einen Schatz von Erfahrungen gesammelt, den Wenige anderweitig von Hause aus mit in das bürgerliche Leben hinübernehmen, wenn sie etwa berufen werden, in dasselbe thätig und ordnend einzugreifen. Neben dieser so schätzenswerthen Mitgabe reicher Erfahrung besaß er noch

drei andere nicht minder hochzuschätzende, nämlich seine vielseitigen Kenntnisse, die er sich selbst durch einen außerordentlichen Fleiß erworben auf dem Wege des sorgfältigen Lesens guter Bücher und eines prüfenden Nachdenkens darüber, sodann seinen scharfen, klaren Verstand, der blitzschnell eine Sache durchschaute und allemal den innersten Kern derselben erfaßte, und endlich seine allbekannte, unbestechliche Redlichkeit, die nie einen Weg ging, den die Pflicht und das Gewissen verbot, die ihm den Freimuth gab, überall Wahrheit und Recht zu vertreten. Dabei besaß er Ausdauer, um vor keinem etwa in den Weg geschobenen Hindernisse zurückzuweichen, und die Furchtlosigkeit, Jedem entgegenzutreten, der etwa aus selbstsüchtigen Beweggründen sich dem entgegenstellte, was das öffentliche Wohl, das Wohl des Volkes gebieterisch forderte.

So ausgerüstet wie Wenige war er der Mann, den des Volkes Achtung und Liebe trug, den es als seinen ächten, erprobten Freund erkannte, den es darum auch zu seinen Ehrenstellen berief, und zwar durch die ersten Männer, welche es in seine gesetzgebende Versammlung berufen hatte. Diese Versammlung für den Staat Pennsylvanien wählte Franklin zu ihrem Secretär, und nicht lange nachher erhielt er die Stelle eines stellvertretenden General-Posthalters der Provinz.

Große Geldeinnahmen waren mit diesen Stellen nicht verbunden. Darauf achtete Franklin auch nicht und bedurfte ihrer nicht; gleichwohl war die Stelle als stellvertreten-

der Generalposthalter von Pennsylvanien bedeutungsvoll für ihn, denn sie erweiterte das Feld für die Verbreitung seiner Zeitung, die ihm eine schöne Summe jährlich eintrug und ihn für den Ausfall der Besoldung bei vieler Amtsarbeit schadlos hielt.

Wo Franklin ein Gebiet menschlicher Thätigkeit betrat und überschaute, da entdeckte sein klarer und scharfer Blick augenblicklich die Mängel, und sein redlicher Wille war auch sogleich bereit, ihnen ohne Weiteres abzuhelfen. So ließ er überall Spuren einer gesegneten Thätigkeit zurück, bei denen es ihm nie um Lohn und Dank zu thun war, sondern lediglich darum, wesentliche Verbesserungen zum Vortheile des Staates und seiner Bürger zu erzielen. Je mehr man das erkannte, desto mehr wurde er geachtet, geehrt, aber auch in neue Kreise des öffentlichen Lebens hineingezogen, wo man solcher Kräfte und Denkart bedurfte, wie er sie besaß. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß, als neue Wahlen zum Volkshause (Vertreter des Volkes wie etwa unsere Landstände) stattfanden, er einmüthig als Volksvertreter gewählt wurde. Die einzelnen erkennbaren Stufen, welche zu dieser Ehrenstelle des öffentlichen Vertrauens führten, waren das bisher von seinem Denken und Wollen, von seiner Thätigkeit und Stellung Gesagte, aber auch die wirklichen, tief in's praktische Leben Philadelphia's eingreifenden Verbesserungen, welche er vorschlug und selbsteingreifend durchführte. Dazu ist vorzüglich seine Thätigkeit zu zählen, die öffentliche Büchersammlung, die er, wie

wir bereits gesehen haben, gestiftet hatte, zu vermehren und durch geeignete Einrichtungen Jedem zugänglich zu machen, der Sinn für seine eigne Geistesbildung hatte. Er hatte hierdurch der gesammten Bevölkerung Philadelphia's eine Wohlthat erwiesen, die man mit aufrichtigem Danke belohnte, und die fort und fort treu gepflegt heute noch in unermeßlichem Segen wirkt. Dazu war es ferner zu rechnen, daß er in der sich stets ausdehnenden Stadt für die Sicherheit der Bürger und ihres Eigenthums eine Nachtwache einrichtete, wie er sie in London kennen gelernt hatte, und bei welcher er die Fehler vermied, welche er in London in dieser Einrichtung noch gefunden hatte. Häufige verheerende Brände und noch vielfach unvollkommene Löschanstalten veranlaßten ihn, zur Bildung einer die ganze Stadt umfassenden, äußerst zweckmäßigen, größtentheils aus Freiwilligen bestehenden Feuerwehr vorzugehen, welche sich sehr bald als eine unaussprechliche Wohlthat erwies.

Diese und andere Einrichtungen, welche ebensosehr dem Einzelnen wie dem Ganzen dienten, zeigten dem Volke, was es an diesem Manne hatte, was es von ihm mit voller Sicherheit erwarten durfte, wenn es ihn in die Landesvertretung wählte, und dazu hatte er denn noch einen ganz besonderen Beruf durch seine mächtige Beredsamkeit, die aller Schönrederei abhold in sonnenklarer Weise immer auf das Ziel losging und eine Kraft zu überzeugen besaß, in der ihm keiner der übrigen Volksvertreter gleichkam. Allein in dieser Stellung im Volkshause trat ein Zug sei-

ner Seele im hellsten Lichte hervor, nämlich seine große Bescheidenheit und Demuth. Er wollte nicht glänzen. wollte keinen Ruhm vor den Menschen suchen, wenn er irgend einen Mangel entdeckte, dem er abhelfen, oder irgend eine nützliche, wohlthätige Einrichtung in's Leben rufen wollte. Dann pflegte er seine Gedanken einem andern Mitgliede der Versammlung mitzutheilen und veranlaßte dieses Mitglied, seinen Antrag zur Berathung zu bringen, als ginge er von dem aus, der ihn einbrachte. Dann, wenn dieß geschehen war, vertheidigte er ihn in der Versammlung mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit und führte ihn in der Regel mit siegender Kraft durch, immer die Ehre dem zuweisend, der den Antrag eingebracht hatte. Daß ihm des übrigens nicht immer gelang, was er wollte, nämlich den Ruhm einer guten Einrichtung von sich abzuleiten, lag in der Natur der Sache. Eitle Leute gaben sich gerne dazu her, daß er sich hinter sie stellte, besser Geartete sagten es ehrlich heraus, von wem der Gedanke ausging. Wenn dieß geschah, dann wehrte er sich ordentlich, als ob er etwas gethan, was nicht das Rechte sei; aber man kannte ihn schon, und diese Bescheidenheit und Demuth wurde erst recht der Grund wachsender Liebe und Verehrung unter seinen Mitbürgern.

Zu allen diesen umfassenden Thätigkeiten gesellten sich noch einige, die an und für sich ihren Mann fast allein in Anspruch nahmen. Er wurde Friedensrichter eines Stadtviertels von Philadelphia; die Stadt berief ihn zu ihrem

Gemeinderath, und als Mitglied desselben erhielt er die Polizeiverwaltung des Stadtviertels, in dem er wohnte. Da war es dem zweiundvierzigjährigen Manne geboten, seine Buchdruckerei aufzugeben, und er that es, um seinen Mitbürgern und Landsleuten seine ganze Kraft und Thätigkeit in den verschiedenen Aemtern, welche das allgemeine Vertrauen, die allgemeine Liebe ihm übertrug, zu widmen. Bedenken wir, daß diese seine vielseitige Thätigkeit in eine Zeit fiel, in der England einschließlich seiner amerikanischen Besitzungen in einen Krieg mit Frankreich verwickelt war, der manche Opfer erheischte und den Staaten in Nordamerika große Nachtheile brachte, so erscheint uns das Maß der Thätigkeit Franklins noch bedeutend größer; denn nicht nur als Volksvertreter und Beamteter, sondern auch als Bürger eines Landes, dem der Krieg tiefe Wunden schlug, war er in Anspruch genommen.

Die religiöse Secte der Quäker, welche überwiegend die Bevölkerung von Pennsylvanien ausmachte, verabscheute den Krieg, weil er dem göttlichen Gesetze widerstreitet. Keiner von ihnen ergriff zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen, weil sie zum Morde führten.

So hatten die Franzosen leichtes Spiel, als sie im Jahre 1746 mit einer Kriegsflotte an den Küsten des englischen Amerika's erschienen, hier und dort landeten und die Uferstädte und Orte an den Ufern des Delaware-Stroms plünderten und verwüsteten und Brand, Mord und Verwüstung bis in die Nähe von Philadelphia trugen.

Da ging ein Ruf des Entsetzens durch's Land; aber die Quäker, welche Geld in Fülle besaßen, versagten dieß und die Kriegshülfe ihrer jungen Männer und Söhne, weil der Krieg von Gott verboten sei, und man lieber Unrecht leiden als thun müsse. So ehrenwerth an und für sich diese Ansicht vom Kriege von dem christlichen Standpunkte aus ist, so trug sie hier die schauerlichsten Früchte, indem sie der Pflicht der Vertheidigung die Mittel völlig abschnitt. Indessen waren doch selbst unter den Quäkern Viele, welche bei den Verwüstungen des Feindes in ihren Ansichten wankend geworden waren und meinten, hier und in jedem ähnlichen Falle habe Jeder die Pflicht und das Recht, sein Eigenthum und Bestehen zu vertheidigen, auch den drohenden Schaden, das augenscheinliche Verderben von seinen Menschenbrüdern abzuhalten.

Franklin sah mit tiefem Schmerze diesen Widerstreit der Meinungen, welcher so vielen Bürgern und dem Staate selbst unheilvollen Schaden brachte. Er griff darum zur Feder und schrieb mit überzeugender Kraft eine Schrift, welche zur Abwehr der feindlichen Verwüstungen aufforderte. Diese Schrift, in einfacher, auf biblische Beispiele hinweisender, allgemein verständlicher Sprache geschrieben, schlug mit einer überwältigenden Macht ein und schlug durch. Als Franklin damit den Boden bereitet hatte, ging er muthig weiter vor und berief in Philadelphia eine allgemeine Volksversammlung, an die er eine einfache, kurze und eindringliche Rede hielt im Geiste seiner Schrift.

Zweck dieser Versammlung und seiner Rede war, seine Mitbürger, sofern sie waffenfähig waren, zur Wehr und Abwehr, und sofern sie das nicht waren, zur Beisteuer für die Volksbewaffnung zu bestimmen, auf daß nicht forthin der Feind das Land heimsuche und brandschatze. Wie tief und mächtig der Eindruck seiner Schrift und Rede war, zeigte der überraschende Erfolg; denn 1200 junge, waffenfähige Männer zeichneten sich als Freiwillige zum Kampfe in die Listen, und nach Ablauf weniger Tage hatte sein Bemühen den glänzendsten Erfolg durch ganz Pennsylvanien. Zehntausend Streiter standen blitzschnell und wie aus dem Boden gestampft, wehrhaft da; allein damit genügte es ihnen nicht. Sie thaten sich zu Compagnien zusammen, wählten ihre Officiere und übten sich wacker in den Waffen. Ihn selbst wählten die Philadelphier zu ihrem Obristen, was er aber, da er sich kriegerische Anlagen nicht zutraute, ablehnte. Selbst die Quäker ließen sich herbei, Beiträge zur Kriegsführung zu bewilligen. Kanonen gab der englische Gouverneur, und nun schritt man rasch vor, warf um Philadelphia Schanzen auf, rüstete sie mit den Kanonen aus und erwartete muthig den Feind, der es indessen vorzog, nicht zu kommen. Schon im folgenden Jahre hob der Aachener Friede die Gefahr auf.

Indessen — Franklin hatte, nicht ahnend, wie bald sein gegebener Anstoß wichtiger werden sollte, dem Volke zum Bewußtsein gebracht, daß der Bürger seine Rechte und Freiheiten nicht nur zu vertheidigen berufen sei, sondern

es, wenn Zeit und Stunde die Gefahr nahe bringe, auch könne, und das war entscheidend in der Folge, als es galt, gegen Englands Unterdrückung der amerikanischen Staaten sich mannhaft zu wehren. Es war eine stille Saat, die einst gewaltige Früchte tragen sollte.

Der Kriegssturm hatte sich gelegt. Franklin konnte sich nun wieder den Werken des Friedens zuwenden, die er zunächst für seine nunmehrige Vaterstadt Philadelphia in's Werk setzte. Da galt es ihm, für den Jugendunterricht wacker einzutreten und eine Schule der Muttersprache, der englischen, zu gründen; da galt es, Straßen, die noch nicht gepflastert waren und je nach der Jahreszeit die darauf Wandelnden reichlich mit Staub und Koth beschenkten, mit einer festen Steingrundlage zu versehen, und wie er geistig für das Licht wirkte, auch dem Verkehre durch eine tüchtige Straßenbeleuchtung zu dienen. So hatte der Mann Augen und Sinn für Alles, was in Wahrheit gemeinnützig war, und der Macht seiner Worte, mochten sie nun mündlich oder schriftlich, in seiner Zeitung nämlich, seinen Mitbürgern nahe treten, widerstand Niemand, um so weniger da, wo der unbezweifelbare Vortheil für Alle klar vor den Augen lag. Was er angriff, das gewann unter seinen Augen und bei seiner persönlichen Leitung schnell eine Gestalt. —

Ein anderer Gedanke beschäftigte ihn auf's Lebhafteste, nämlich ein Haus einzurichten, in dem arme Kranke Pflege und Behandlung in geregelter Weise fänden. Alles bot er

auf, diesen Gedanken zu verwirklichen; denn er kannte das Elend des Armen, wenn ihn ein schweres Leiden daniederwirft; er wußte, wie es da am Nothwendigsten zur Pflege fehlt, wenn auch ein Arzt gerufen wird, was nicht einmal immer geschieht; allein dieser edle Plan sollte für's Erste noch nicht zu seiner Verwirklichung gelangen, da der Kanadische Krieg ihn auf ein anderes Gebiet rief, wo die Nordamerikanischen Provinzen Englands den Franzosen Widerstand leisten mußten, wenn nicht die kaum verwundenen Leiden zurückkehren sollten.

Die bedrohten Provinzen dachten an ein Bündniß mit den Indianern gegen den Feind; aber Franklin war gegen den Plan, weil er die unmenschliche Grausamkeit und Wildheit dieser Stämme kannte, die sich mit dem Tödten des Feindes nicht genügen läßt, sondern auf die schauderhafteste Weise den Tod verzehnfacht durch die Qualen, die sie ihren Opfern bereitet. Er war vielmehr der Meinung, daß die engverbundene Kraft der Staaten hinreichen würde, den Feind zu besiegen. Er schlug darum ein Bündniß derselben zum Schutz und Trutz vor und arbeitete in seiner Zeitung auf's Nachdrücklichste für diesen Zweck. Seine Rathschläge fanden Eingang, und die Abgeordneten aller Englisch-Amerikanischen Provinzen oder Staaten beauftragten ihn, einen Vereinigungs-Entwurf vorzulegen.

Er ging wie immer rüstig an das Werk, und sein Entwurf enthält die Keime, welche sich später in der Verfassung Nordamerika's zur vollen Reife entwickelten; aber

Franklin dachte damals nicht an eine Trennung von England und Selbstständigkeit der Nordamerikanischen Staaten; denn überall spricht er dem englischen Mutterlande seine vollen, unverkürzten Rechte zu. Dennoch machte er mit seinem Plane kein Glück. In England tadelte man es, daß er den Amerikanern zuviel Freiheit und Macht zugestehe, und in Amerika fand man ihn zu königlich, zusehr England günstig. Nachdem viel darüber verhandelt worden war, wurde sein Vorschlag verworfen; die Folge war, daß in der Kriegsführung der Amerikaner die Einheit fehlte, und der Krieg eine schädliche Richtung nahm, die die Amerikaner benachtheiligte und selbst die englischen Hülfstruppen überall lähmte. Da mußte Franklin aushelfen, um Pferde und Wagen zum Transporte der Truppen herbeizuschaffen. Es gelang ihm, aber der englische General unterlag einem Hinterhalte der mit den Indianern verbundenen Franzosen. Für Franklin persönlich nahm die Sache eine höchst unangenehme Wendung; denn der englische General hielt Pferde und Wagen zurück, die Franklin den Eigenthümern zurückzusenden gelobt hatte, und zwang die Knechte, in die Reihen der Soldaten einzutreten. Dennoch war das Alles umsonst gewesen; denn der schlimmste Ausgang vereitelte alle Hoffnung auf die englischen Hülfstruppen.

Jetzt war die Stunde gekommen, wo sein schon einmal bewährter Plan wieder zur Geltung kam, nämlich der, durch freiwillige Amerikaner dem Krieg eine bessere Wendung zu geben. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, dieses

inhaltsschwere Sprüchwort sollte sich bewähren, und Franklins Eifer hatte wieder einen außerordentlichen Erfolg. Er selbst stellte sich an die Spitze einer freiwilligen Abtheilung, Milizen nannte man sie, und rückte an die Grenze, wo die Indianer hausten. Auch hier begleitete seinen Muth und seine Tapferkeit der erwünschte Erfolg; allein seine Kriegszüge sollten bald wieder enden; denn er mußte als Mitglied des Volkshauses nach Philadelphia zu dessen Berathungen eilen, der Aufruf aber, freiwillige Milizen einzurichten, hatte wieder durchgeschlagen; denn überall hatte man den richtigen Gedanken des Vaterlandsfreundes mit Wärme aufgefaßt, und bereits übten sich fast überall diese „Milizen" in den Waffen. In Philadelphia wurde er zum Obersten des Bataillons gewählt, das sich in der Stadt gebildet hatte, welche Ehre er dießmal annahm. Dem bescheidenen Manne war aber die große Ehre, die man ihm überall erwies, im höchsten Grade zuwider; denn man wollte ihn zum Oberbefehlshaber der sämmtlichen Milizen von Pennsylvanien erheben. Er lehnte diese hohe Würde und Stellung entschieden ab, indem er sich selbst zu genau zu kennen glaubte, um sich kriegerische Talente zuzutrauen. Er war ein Mann des Friedens, und in den Beschäftigungen des Friedens fand er seine ihm zusagende Stellung und Wirksamkeit, und da war er vollkommen überzeugt, seinem Volke und Vaterlande ersprießlich dienen zu können.

Wenn wir die Erscheinungen genau in's Auge fassen,

so kann es uns nicht entgehen, wie sich, von Franklin geleitet und gefördert, die Selbstständigkeit des amerikanischen Volkes mehr und mehr entwickelte, und wie es seine Kraft zu fühlen begann England gegenüber, welches dieses Volk stiefmütterlich in vieler Hinsicht behandelte, es durch seine drückenden Maßregeln mehr und mehr gegen sich erbitterte und in dieser Weise seine Lostrennung von England herbeiführte, an die übrigens in jenen Tagen der treue und das Verhältniß zum Mutterlande ehrende Franklin noch nicht dachte.

England war blind über das Verhältniß Amerika's zu ihm. Unzufriedenheit herrschte schon an und für sich genug im Lande, und als der Plan auftauchte, daß das Parlament, wie die Versammlung der Vertreter Englands genannt wird, in welchem durchaus keine Vertreter der amerikanischen Provinzen Englands sich befanden, den Amerikanern neue Steuern auflegen sollte, da steigerte sich das Mißvergnügen der Amerikaner bis zum höchsten Grade der Erbitterung.

Franklin war von dem englischen Gouverneur, wie der oberste Beamte Englands in jeder amerikanischen Provinz hieß, über diesen Gegenstand zu Rathe gezogen worden und hatte mit Freimuth und Wahrheitsliebe seine Ansichten ausgedrückt und von einem so außerordentlich unheilvollen Schritte nachdrücklichst gewarnt. Er sah im Geiste voraus, daß England in dieser Weise die Amerikaner dahin

drängen würde, daß sie sich frei erklären und von dem Mutterlande trennen würden.

Unter allen Provinzen Englands in Amerika stand Pennsylvanien in einem besonderen Verhältniß zum Mutterlande. König Karl II. war es, der dieses ausgedehnte Land Wilhelm Penn geschenkt hatte, daß er es bevölkere und nach bestem Wissen und Gewissen mit dem Beirathe der freien Bewohner dieses Landes durch ihre Abgeordneten regiere. Diese Rechte waren vielfach beeinträchtigt worden, und es war Grund zu vielen und gerechten Klagen vorhanden, die sich im Laufe der Zeit gehäuft hatten. Das Volk Pennsylvaniens war mit Grund schwierig geworden, und im Volkshause wurden murrend diese Klagen immer wieder laut, bis man sich endlich nicht länger mehr zurückhalten ließ, in England mit allem Nachdrucke Abhülfe zu verlangen.

Zu dem Ende wurde der Sprecher des Volkshauses mit Franklin nach London entsendet, um diese dringliche Sache zu einem erwünschten Ende zu führen. Es war im Jahre 1757, als er in England eintraf. Mit den Nachkommen Penns wurde der Zwiespalt in Ordnung gebracht; allein nun traten die gerechten Beschwerden Amerika's gegen England in den Vordergrund. Franklins Thätigkeit war in dieser Beziehung eine stille, langsame, aber sicher fortschreitende, sein Einfluß in England ein stets wachsender. Seine Ansichten, daß der Gewinn von Kanada für England nothwendig sei, schlugen mächtig ein und

durch, aber der Friede Englands mit Frankreich endete seine Wirksamkeit in England; er kehrte heim. Das aber stand fest, er schied aus diesem Lande, anerkannt in seinem redlichen Wollen und Wirken wie in seiner wissenschaftlichen Bedeutung. Nicht nur die gelehrtesten Männer Englands bezeugten ihm ihre Achtung und Verehrung und suchten ihn zu bestimmen, ganz in England zu bleiben, sondern die beiden Universitäten Oxford und Edinburg erwiesen ihm die höchsten Ehren, welche sie ertheilen können, sie ernannten ihn, unabhängig von einander, zum Doctor der Rechte, eine Ehre, die nur dem wahren Verdienste zu Theil wurde. Nichts aber konnte ihn bestimmen, in England zu bleiben. Er war Amerikaner von ganzer Seele und im edelsten Sinne des Wortes. Er kehrte nach Philadelphia zurück, wo ihm der Herr, der die Schicksale der Menschen und Völker lenkt, noch Großes zu leisten und zu wirken vorbehalten hatte.

V.

Franklins Bleiben in Amerika und insbesondere in Philadelphia nach seiner Rückkehr sollte nicht von langer Dauer seyn. Er war mit Ehren- und Achtungsbezeugungen empfangen worden, wie sie seine Demuth weder erwarten noch beifällig aufnehmen konnte, und gerade in dem Anerkennen dessen, was er für Pennsylvanien und im weiteren Kreise seiner Thätigkeit in England ge- und erwirkt,

lag der Grund seiner baldigen Rückkehr nach London. Die Zerwürfnisse zwischen den Amerikanischen Provinzen und Altengland häuften sich immer mehr. Ich habe oben gesagt, England war blind in seinem Vorgehen gegen die Amerikaner, und das ist leider als eine unbestreitbare Wahrheit auszusprechen.

Es war so viel Zündstoff in Amerika zusammengekommen, daß England, hätte es die wahre Lage der Dinge erkennen wollen, nur versöhnliche Maßregeln hätte ergreifen dürfen, um das ohnehin drohende Unglück für England, nämlich die gewaltsame Losreißung Amerika's vom Mutterlande, deren drohendes Nahen klare Augen voraussahen, nach Kräften ferne zu halten; allein dieß geschah nicht, und ein Einfall der Indianer in die amerikanischen Grenzgebiete, veranlaßt durch die schonungslose Härte der Engländer gegen die Amerikaner und begleitet von allen den entsetzlichen Grausamkeiten, welche die Indianerkriege bezeichneten, gab zu neuen, erbitterten Verwicklungen die Veranlassung, da die englische Regierung die Gelegenheit der unabweisbaren Nothwendigkeit der Milizerhebung in Pennsylvanien dazu benutzte, nicht nur die Ernennung der Offiziere der Regierung zuzuwenden, die bisher frei gewählt worden waren, sondern auch die Einrichtung der Kriegsgerichte, welchen barbarisches Strafverfahren gegen militärische Vergehen zur Pflicht gemacht wurde. Die Erbitterung war furchtbar im Lande, und eine Bittschrift wurde beschlossen, um den König zu ersuchen, statt

der Regierung, welche die Nachkommen Penns führten, die Provinz Pennsylvanien selbst zu regieren.

Grade diese sogenannte „Eigenthümer-Regierung“ (kraft der königlichen Schenkung des Landes Pennsylvanien an William Penn) hatte durch ihre Gouverneure sich diese Eingriffe in die bisher geltenden Volksrechte angemaßt, jene Erbitterung hervorgerufen sowie den Beschluß der erwähnten Bittschrift an den König. Die Feinde Franklins, — und hier treten sie uns zum ersten Male entgegen — die er durch zwei Dinge sich erworben, nämlich unschuldiger Weise durch die Ehren, womit man ihn bei seiner Rückkehr aus England empfangen, und sodann durch eine feurige Schrift gegen die schändlichen Grausamkeiten, welche Amerikaner selbst gegen harmlose Indianer verübten, die angesiedelt gewesen waren und nichts mit denen gemein hatten, welche in dem Grenzkriege sich Unmenschlichkeiten gegen die Amerikanischen Ansiedler erlaubt — ich sage, die Feinde Franklins versuchten Alles, um seine Sendung nach England und die Uebergabe der obgedachten Bittschrift durch ihn zu verhindern; allein es gelang nicht, und er mußte seine zweite Reise nach England unternehmen. Leider trat er krank an heftigen Gichtanfällen diese Reise an, und sie war nicht geeignet, Besserung seines Zustandes herbeizuführen. Eine geraume Zeit mußte er, in London glücklich angekommen, das Haus hüten; dann aber, als seine Natur gesiegt, begann er mit dem Muthe der Wahrheit und Rechtschaffenheit seine volle Thätigkeit.

Da lag ein weites, mächtiges Gebiet vor ihm. Zuerst waren es die Beschwerden Pennsylvaniens gegen die Uebergriffe der Regierung, welche im Auftrage der „Eigenthümer des Landes," nämlich der Nachkommen William Penns das Land regierten; sodann die neue Stempelsteuer, welche von England den Provinzen aufgelegt werden sollte; endlich aber die Ungerechtigkeit gegen Amerika, das mit seinen eigenen Produkten keinen Handel treiben, alle von auswärts zu beziehenden Bedürfnisse den Engländern abkaufen und dazu noch eine Eingangssteuer an die englische Regierung zahlen mußte. So waren die Amerikanischen Provinzen in ihrer Thätigkeit, namentlich in ihrem Handel nicht nur gefesselt, sondern England doppelt zinspflichtig geworden, und im allen diesen Einrichtungen that sich die Absicht Englands kund, nicht nur die Amerikaner unter einem drückenden Joche zu halten, das jede Entfaltung und Entwickelung mächtig zurückhielt, sondern auch das Volk der Amerikanischen Provinzen in einer Weise auszupressen, die um so bitterer erkannt und empfunden wurde, je klarer und augenfälliger sie vor den Blicken dalag, und je weniger England auf die öffentlich kund gegebenen Klagen einging und Lust trug, die gerechten Beschwerden abzustellen und den Amerikanischen Provinzen die Rechte zuzugestehen, welche sie, wohlbegründet, in Anspruch nehmen konnten. —

Auf Franklins Rath ergriffen die Amerikaner eine Gegenmaßregel, und diese Maßregel wurde allgemein mit

großer Thatkraft ausgeführt, nämlich die, daß man sich alles dessen enthielt, was aus England eingeführt wurde, und sich bemühte, es, wenn auch noch so einfach, selbst zu verfertigen. Dieses Mittel trug für Englands Fabriken und Handel eine bittere Frucht. Laute und nachdrückliche Klagen wurden erhoben, und selbst im Parlamente trug man darauf an, die Lage der Dinge in Amerika und deren Beziehung zu England auf's Neue zu prüfen. Jetzt war Franklin in vollem Fahrwasser. Mit aller Schärfe und Klarheit seines Verstandes wies er nach, daß die Unzufriedenheit in Amerika schwinden würde, wenn man das unselige Stempelgesetz fallen lasse, welches Amerika ein Dorn im Auge sey. Wirklich war der Erfolg ein glänzender im Parlamente; denn dieß mißliebige Gesetz wurde verworfen; allein zugleich wurden die Gesetze, welche den Amerikanern alle Schifffahrt verboten, geschärft. Dieß schlug die Freude über den Fall des Stempelgesetzes nieder und erbitterte die Amerikaner um so heftiger, als sie sich getäuscht sahen. Da mußte nothwendig der Kampf mit größerer Erbitterung beginnen, der kaum beigelegt schien; denn, sagten die Amerikaner, wo man mit der Linken giebt und mit der Rechten nimmt, bleibt nichts übrig.

Die Stellung Franklins mußte nothwendig dadurch an Bedeutung gewinnen; denn in England handelte er für Amerika, und in Amerika leitete er ebenso die Schritte, welche gegen England unternommen wurden. So trug er die Sache in eigner Hand und betrieb sie mit strenger

Gewissenhaftigkeit zum Wohle seines Vaterlandes. Dort nahm der gerechte Unwille gegen Englands Verfahren mächtig zu und wurde bis zum Höchsten gesteigert, als man in England auf die Einfuhr des Chinesischen Thee's in Amerika einen neuen, hohen Zoll legte. Durch diese Maßregel wurde Amerika schwer betroffen, da der Thee ein Lebensbedürfniß geworden war, und es war natürlich, daß dadurch das Feuer in Amerika gewaltig geschürt wurde.

Aus allen Volksvertretungen der Provinzen Amerika's liefen Bittschriften an den König ein, diese Steuer zu erlassen. Der Minister der Colonien, wie man die auswärtigen Besitzungen Englands nennt, erklärte dieses Verfahren für Empörung. Er forderte strenge die Zurücknahme dieser Bittschriften und — als dieß nicht geschah, schritt er zur Auflösung aller Volksvertretungen Amerika's. Franklin wies auf die schlimmen Folgen dieser Handlungsweise hin und sagte voraus, daß dieß nichts Anderes bewirke, als daß aus den Neuwahlen solche Volksvertretungen hervorgehen würden, welche völlig und ganz auf dem Standpunkte der Aufgelösten stünden. Und so kam es denn auch. Boston hatte sich vorzugsweise in dieser Hinsicht ausgezeichnet, und der Minister glaubte durch eine militärische Besetzung dieser Stadt seinen Gesetzen Nachdruck geben zu müssen.

Franklin warnte männlich und tapfer, und die Amerikaner antworteten thatsächlich durch Vereine, welche sich

über alle Provinzen Amerika's ausdehnten, deren Grundsatz es war, dem Handel mit England in jeder Hinsicht entgegenzutreten durch Nichtkaufen dessen, was er einführe. —

Boston erhielt englische Besatzung, aber es versagte ihr Quartier und Nahrung. Die gereizte Stimmung führte zum Kampfe zwischen Bürgern und Soldaten, wobei Blut floß. Das war das Zeichen zu einer Erhebung des Volkes in Boston und der Umgegend, welches die Verlegung der englischen Soldaten in die Befestigungswerke der Stadt und Bestrafung der Schuldigen verlangte. Die Schuldigen wurden vor Gericht gestellt; da aber Niemand sagen konnte, wer geschossen habe, so mußten die Soldaten freigesprochen werden. Das war nach dem Buchstaben des Gesetzes recht, aber nicht nach dem Willen des Volkes. Unterdessen war die Enthaltung von englischen Waaren nicht überall folgerecht durchgeführt worden, und es war nahe daran, daß der Eigennutz der Kaufleute die England so gefährliche Maßregel aufhübe, als zur rechten Zeit Franklin auf's Entschiedenste zu dem Festhalten daran rieth.

In England sah man die Vorfälle in Boston natürlich anders an als in Amerika. Die militärischen Vorkehrungen wurden verschärft. Man versuchte auf der andern Seite, die Amerikaner durch Milderung der Zölle zu gewinnen; allein es war schon zu weit gekommen, als daß die Amerikaner sich hätten gewinnen oder doch besänftigen

lassen. Das Gefühl ihrer Kraft war zu lebendig geworden; sie fühlten, was sie zu ihrer Selbstständigkeit vermochten, und das Recht, sie zu fordern.

Franklin nährte dieses Bewußtsein eigner Kraft und warnte nur vor Uneinigkeit. Er stand in England der Quelle zu nahe, aus der die Schritte gegen die Amerikanischen Provinzen flossen, um nicht zu wissen, wie man gegen Amerika dachte und fort und fort handeln würde, und in Amerika fanden seine patriotischen Gedanken guten Boden. Immer mehr erstarkte der Widerstand gegen die Maßregeln des Ministeriums in London.

Franklin sah das mit Freuden; aber er warnte vor ungesetzlichen Schritten, vorzüglich vor gewaltthätigem Handeln. Dennoch war Lostrennung sein Ziel nicht. Er wollte durch seine Rathschläge nur einen festen Widerstand gegen die *falschen Schritte* des Ministeriums und nichts weiter bewirken, als daß Amerika's natürliche Rechte in England anerkannt würden, und sein Vaterland gesetzlich in das richtige Verhältniß zum Mutterlande träte. Je heftiger der Kampf entbrannte, desto höher stieg in Amerika Franklins Geltung. War er bisher eigentlich nur der Vertreter von Pennsylvanien gewesen, so erwählten ihn jetzt auch die Volksvertreter anderer Provinzen zu ihrem Sachwalter in London, obgleich diese Wahl, namentlich in Boston, auf Widerstand stieß. Franklin war seine Stellung in London unangenehm. Er sehnte sich zurück nach Amerika, wo er bei der gereizten Stimmung von zu

raschen Schritten zurückhalten und so der Sache seines Vaterlandes mehr nützen zu können glaubte. Manchen hitzigen Köpfen in Amerika erschien er auch als zu bedächtig, zu langsam, zu unentschieden, während sein Mitgesandter Lee ihnen geeigneter erscheinen wollte. Diesem stand der klare, sich seines Ziels bewußte Franklin im Wege, und er bemühte sich, ihn zu entfernen, wozu er sich unlauterer Mittel bediente.

Mittlerweile zeigte es sich, daß englische Beamte in Amerika, und zwar sehr hochgestellte, nach England berichteten, daß dort der Geist des Aufruhrs um sich greife. Diese forderten zu Gewaltschritten gegen Amerika auf. Diese Berichte waren in Franklins Hände gekommen, und er theilte sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit nach Amerika mit. Dort beging man das Unrecht, sie dennoch zu veröffentlichen, und verschwiegen konnte es nicht bleiben, wer sie nach Amerika gesendet. Jetzt warf sich der volle Haß in England wegen dieser Mittheilung auf Franklin, und die auf Abberufung der Beamten, welche jene Berichte erstattet, gerichtete Vorstellung, welche aus Amerika eingelaufen war, wurde auf's Heftigste zurückgewiesen.

Der Einfluß jener gegen Franklins ausdrückliches Verlangen und Vorbehalt dennoch in Amerika veröffentlichten Berichte war, daß in Amerika die Aufregung mehr und mehr wuchs, zumal die Schritte der englischen Regierung mit den Rathschlägen, welche jene Berichte dem englischen Ministerium ertheilt, in vollem Einklange standen.

Der Theezoll wurde in seiner ganzen Härte beibehalten, während die Amerikaner keinen Thee kauften, ja bei steigender Aufregung durch allerlei Mittel und endlich durch gewaltsames Entgegentreten selbst die Landung englischer Theeladung verhinderten. Dieser Gewaltschritt der Amerikaner (sie hatten nämlich in Boston, als Indianer verkleidet, eine ganze Schiffsladung Thee in's Meer geworfen) führte natürlich in dem verblendeten Mutterlande zu gewaltsamen Gegenschritten. Die Auflehnung der Amerikaner sollte mit allen zu Gebote stehenden Mitteln unterdrückt werden, und — dieß wirkte natürlich das Gegentheil.

Franklin versuchte es, eine Versöhnung herbeizuführen, indem er den Bostonern vorschlug, eine Entschädigung für den in's Meer geworfenen Thee anzubieten; allein dieß blieb erfolglos. Jetzt suchte das englische Ministerium, den Einfluß kennend, den Franklin besaß, ihn durch die Drohung, ihm das Amt eines Generalpostmeisters der amerikanischen Provinzen zu nehmen, ja dadurch, daß man ihn wirklich dieses einflußreichen Amtes entsetzte, zu entmuthigen, die Sache Amerika's mit dem ihm eigenen Eifer zu betreiben, und ihn einzuschüchtern, und als dieß nichts half, versuchte man durch das Versprechen, ihm eine Ministerstelle in London zu geben oder ihn zum englischen Gouverneur von Pennsylvanien zu ernennen, ihn zu gewinnen. Beides änderte bei einem Manne nichts, der klar und fest den Weg der Pflicht ging und keines Haares Breite weder durch Nachtheil noch durch Vortheil davon

abzubringen war, das zu thun, was er vor Gott und seinem Gewissen für Recht hielt. Indessen leuchtete es aus Allem, was man that, hervor, daß man in England darauf ausging, Franklin persönlich für Alles verantwortlich zu machen, was in Amerika gegen Englands Pläne vorgenommen wurde. Es lag unzweifelhaft vor, daß er persönlich in England nicht mehr sicher war. —

Das rollende Rad war nicht mehr aufzuhalten. England schloß den Hafen von Boston, und bald darauf thaten die New-Yorker Kaufleute ganz dasselbe mit einer Ladung Thee, was die Bostoner gethan hatten. Eine Flotte mit einem Landungsheere segelte von Englands Küste ab, um kräftig in Amerika einzuschreiten. So trieben sie es gegen einander auf's Aeußerste mit Schlag und Gegenschlag, bis die eisernen Würfel fielen. —

Während in Amerika eine gemeinsame Zusammenkunft der Abgeordneten aller amerikanischen Provinzen betrieben wurde, die endlich zu Stande kam und die Rechte Amerika's feststellte, auch allen Verkehr mit England verwarf, dachte man dort an die Ausführung von Gewaltstreichen und erschrack doch bei dem Gedanken daran; darum suchte man noch einmal Franklins Vermittlung zu erlangen und scheute sich nicht, ihm Vortheile in der Ferne zu zeigen, die ihn locken sollten. Er wies sie mit Kraft zurück; selbst der Minister Pitt besprach sich mit ihm über diese Angelegenheit, allein die Versuche dieses ausgezeichneten Mannes blieben ohne Erfolg, obgleich er es treu und ehrlich meinte.

Franklin verließ um diese Zeit England, weil seine Frau in Amerika gestorben war, die dort seine Vermögensangelegenheiten mit großer Umsicht geleitet hatte. Am 5. Mai 1775 betrat er wieder amerikanischen Boden nach langer Abwesenheit, in der er öfter auf Dornen als auf Rosen gewandelt.

War auch die Veranlassung seiner Rückkehr zunächst eine für ihn sehr traurige, so hatte sie doch eine Seite, daß er Gott danken durfte, sich sicher auf heimischem Boden zu wissen; denn wohlwollende Freunde in England hatten ihn eindringlich gewarnt, nicht länger in England zu weilen, da man mit dem Gedanken umgehe, ihn zu verhaften, weil man ihn für den halte, der das Feuer in Amerika angelegt und fort und fort bemüht sei, es zu nähren, ja selbst es zu steigern.

So war er glücklich einer großen Gefahr entgangen, die ihm freilich ohne Grund und Ursache gedroht hatte, die ihn aber hätte verschlingen können, da in Zeiten solcher Aufregung leicht auch der Unschuldige als der Schuldige leiden muß, weil in solchen Zeiten gährender Leidenschaften leichter eine Schuld als die Unschuld zu beweisen ist, zumal wenn man gerne an die Schuld glaubt! —

Kaum in Amerika angelangt wurde er mitten in den brausenden Strom hineingezogen. Am Tage nach seiner Ankunft wurde er, ohne selbst noch Mitglied des Volkshauses von Pennsylvanien zu sein, denen beigeordnet, welche zu dem Zusammentritte der Abgeordneten aller Pro-

vinzen zum gemeinsamen Handeln bestimmt waren. Ebenso wurde er in den sogenannten „Heilsausschuß“ gewählt, dem das Zusammenziehen, Bezahlen und Verpflegen der Miliz übergeben wurde, und zu dessen Vorsitzenden er alsbald ernannt wurde.

Es war bereits im Kampfe der Amerikaner mit den Engländern Blut geflossen. Der Riß war nun nicht mehr heilbar, und Alles drängte einer blutigen Entscheidung zu, die freilich so nahe nicht war. Die Erfolge der Schlacht von Bunkershill waren für die Amerikaner von Wichtigkeit; unter ihrem Donner wurde Franklin von dem Congresse, dessen Mitglied er war, in sein Amt als Generalpostmeister wieder eingesetzt. Er legte einen Entwurf der Vereinigung der Amerikanischen Provinzen zu einem Gemeinstaate oder Bundesstaate vor, wie man es ihm aufgetragen; dieser wurde indessen jetzt nicht angenommen, sollte aber, als die Staaten Amerika's sich vereinigten, seine Bedeutung erhalten. Einen so allseitig gebildeten und erfahrenen Mann wie Franklin konnte man, das erkannte der Congreß schnell, überall brauchen. So wurde er denn auch jetzt in den sogenannten Munitionsausschuß gewählt, in eine Gemeinschaft, welcher die Sorge für die ganze Armeeausrüstung und die der Flotte oblag. Er war die Seele desselben; denn Keiner kam ihm an Umsicht, richtigem Urtheile und Takte, Keiner an rastloser Thätigkeit gleich. Ja als das erste Jahr des Kampfes seinem Ende nahte, und die Armee, welche der Vortrefflichste aller

Amerikaner, George Washington, befehligte, sich, weil alle Soldaten nur für Ein Jahr Dienste genommen, aufzulösen drohte, da eilte er in das Lager des Helden, um das drohende Unheil abzuwenden.

Washington und Franklin, dem Männerpaare, auf welches Amerika stolz zu sein Ursache hat, gelang es, das Unheil abzuhalten, weil sie wie aus Einem Guße waren und Hand in Hand, engverbunden, auf ihr Ziel losgingen. Der Feind, der schon froh sich die Hände gerieben, sah sich unangenehm getäuscht, und der Kampf entbrannte von Neuem. Dem Congresse wurde das Herz wieder leicht, als er den Erfolg von Franklins Sendung vernahm, die wahrlich weder eine angenehme noch eine leichte war.

Franklin, der zwar nahe an den Siebzigen stand, aber der vollen Frische, Dehnbarkeit und Kraft des Leibes und des Geistes sich erfreute, wurde bald wieder mit neuen Aufträgen des Congresses entsandt.

Dießmal ging er nach Canada, um dort eine Regierung einzurichten; allein diesem Auftrage konnte er nicht entsprechen, weil der Angriff auf Quebec mißlungen, und die Amerikaner im vollen Rückzuge waren. Unverweilt kehrte er nach Philadelphia zurück, wo der Sitz des Congresses war, und wo ihn eine neue, hochwichtige Angelegenheit erwartete. Er sollte in Gemeinschaft mit vier der ausgezeichnetsten Mitglieder des Congresses die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten Amerika's von England vorbereiten und einleiten helfen. Dieß war eine der

wichtigsten und folgereichsten Thätigkeiten seines vielbeschäftigten, thatenreichen Lebens. Wie er überall in Anspruch genommen wurde, überall der Träger des Vertrauens des Volkes war, das zeigte sich auch jetzt wieder in Philadelphia; denn trotz seiner Thätigkeit im Congresse wählte ihn die Stadt in das Volkshaus Pennsylvaniens, und dieses Haus übertrug ihm alsbald die für Pennsylvanien hochwichtige Arbeit der Ausarbeitung einer volksthümlichen Verfassung mit wechselndem und wählbarem Oberhaupte. Diese Aufgabe hatte der Congreß allen Staaten gestellt, um diese Verfassnng mit der zu entwerfenden Nationalverfassung in Uebereinstimmung zu bringen, aber auch um die Ansichten jedes einzelnen Gliedes der vereinigten Staaten über sein eignes Verfassungsbedürfniß kennen zu lernen.

Franklin ging rüstig und rasch wie immer an's Werk; denn über solche Dinge hatte er viel gedacht, und das, was er als richtig erkannt, stellte er klar und einfach und, wie sein ganzes Wesen war, praktisch dar. Wie hoch sein Ansehen in ganz Nordamerika und in seinem Heimathstaate Pennsylvanien stand, das ergiebt sich aus allen den Aemtern und Aufträgen, die man auf seine starken Schultern lud, und die in ihren Beweggründen alle aus dem Vertrauen auf die Kenntnisse und die unbestechliche Redlichkeit Franklins herausgewachsen waren. Jetzt empfing er einen noch höheren Achtungs- und Vertrauensbeweis, er wurde gewählt, mit dem englischen Obergeneral, Lord Howe, in Verhandlungen zu treten, um den letzten Ver-

such einer Schlichtung der Verhältnisse und der friedlichen Beilegung des Streits zu machen, zu welcher der menschenfreundliche Lord Howe die Hand in dem Augenblicke geboten hatte, als er mit neuen Streitkräften die amerikanischen Küsten betreten wollte. Auch an Franklin persönlich hatte Lord Howe geschrieben, um den Frieden anzubahnen, den England um so mehr wünschte, als es einsah, was es verlieren konnte, und auf der andern Seite, daß es in diesem Kampfe es mit Männern zu thun hatte, die sich bewußt waren, um was es sich für sie handelte, und die genug Muth nnd Tapferkeit an den Tag legten, diese Güter gegen absichtliche Unterdrückung zu vertheidigen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, Lord Howe landete und — es war eine böse Vorbedeutung — schlug alsbald Washingtons Heer. Lord Howe hoffte, daß dieser Sieg die Amerikaner mürbe machen würde, und entsandte einen Abgeordneten an den Congreß, um noch einmal den Frieden anzubieten. Man wählte eine Deputation, um zu Lord Howe sich zu begeben, deren Führer wieder Franklin war. Auch jetzt blieb die Erreichung des Zieles hoffnungslos, da die gegenseitigen Bedingungen völlig unvereinbar waren.

Die Würfel der Entscheidung waren gefallen. Lord Howe griff zum Schwerte und besetzte New-York. Die Lage der Armee und des Landes war dadurch eine sehr bedenkliche geworden. Der Congreß erkannte, daß er ohne fremde Hülfe den Kampf gegen England siegreich nicht würde bestehen können, und sah sich darnach um. —

Franklin war in den Ausschuß gewählt worden, der fremde Hülfe suchen und herbeischaffen sollte; allein grade dieß war seinen Grundsätzen schnurstracks entgegen. Das alte Wort: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott" bildete einestheils die Grundlage seines Widerstrebens gegen das Suchen fremder Hülfe, dessen Gewährung Amerika neue Fesseln auflegen konnte; anderntheils erklärte er entschieden, es sei für das lebensfrische, junge Amerika ehrenvoller, gewiß auch vortheilhafter, zu warten, bis sich fremde Hülfe anbiete; denn — meinte er — Englands Hochmuth habe der Freunde nicht viele, und der Handel mit dem jungen Amerika biete andern Staaten so viele Vortheile, daß sie wohl die Verbindung mit ihm in ihrem ganzen in Aussicht stehenden Umfange verstehen würden. Seine Ansicht drang nicht durch. Es wurde beschlossen, Frankreichs Hülfe zu suchen, das ohnehin mit beifälligen Blicken die Schilderhebung Amerika's begleite, und Franklin wurde gewählt, nach Frankreich zu gehen, um diese Verbindung zu vermitteln.

Franklin war edel genug, seine Ansicht derjenigen der Mehrheit des Congresses unterzuordnen. Ihm war die Pflicht klar, seine eigne Ansicht dem Wohle des Vaterlandes gegenüber nicht zur Geltung kommen zu lassen und sich als getreuer Sohn desselben denjenigen Diensten zu weihen, welche es von ihm forderte.

Er rüstete sich zur Reise nach Frankreich und trat sie am 26. Oktober 1777 an.

Das Abschütteln des unerträglichen Joches von Seiten der Nordamerikaner fand in Frankreich eine große Theilnahme, einestheils aus Abneigung gegen England, anderntheils weil es mit Neigungen zusammenstimmte, welche das französische Volk, wenn auch in anderer Richtung, hegte. In dieser Stimmung lag der Grund zu glückenden Verhandlungen für die Abgesandten Amerika's.

Franklin, der greise, einundsiebenzig Jahre zählende Weise, dessen äußere Erscheinung einen Ehrfurcht gebietenden Eindruck machte, war in Frankreich genugsam durch seine wissenschaftlichen Entdeckungen und durch seine Denkungsart bekannt, um auf eine höchst zuvorkommende, achtungsvolle Aufnahme rechnen zu können, wenn er überhaupt auf etwas der Art zu rechnen nicht zu bescheiden und demüthig gewesen wäre.

Erwägt man, daß damals die Prunksucht in Frankreich schon hoch genug stand, daß namentlich alle Beamten in Paris von Gold strahlten, so mußte das Erscheinen Franklins, des schönen Greises mit dem bis auf die Schultern herabfallenden schneeweißen Haare in der allereinfachsten, nur aus Linnen- und Wollzeugen bestehenden, aller äußern Zuthat entbehrenden Kleidung und bei seinem einfachen, natürlichen, aber würdevoll ernsten Benehmen einen außerordentlich auffallenden Gegensatz bilden.

Allein gerade diese prunklose Erscheinung wirkte mächtig zu seinen Gunsten; denn sie bezeugte, daß bei wahrhaftigem innerem Werthe der Mann des äußerlich Aus-

zeichnenden nicht bedarf, um die wohlverdiente Geltung sich zu erringen. Aeußerer Prunk und Tand kann ja doch niemals innerliche Leere und Erbärmlichkeit verdecken, und wahres Verdienst, wahrer innerer Werth bedarf nicht des Tandes und Prunkes. Aller Augen ruhten auf ihm, wo er sich zeigte, und manche Huldigung wurde ihm zu Theil, die den bescheidenen Mann in wirkliche Verlegenheit setzte.

Unter diesen günstigen Umständen konnte Franklin sein Wirken in Frankreich mit gutem Muthe beginnen; denn das Volk wie die Regierung kamen ihm mehr als halbwegs entgegen, ja die Regierung hatte bereits eine so bedeutende Hülfsleistung in Kriegsbedürfnissen den Amerikanern im Stillen dargebracht, daß kaum mehr Bedeutendes zu wünschen übrig blieb. Der König gab aus seiner eigenen Kasse zwei Millionen Livres als Anlehen dazu, und eine neue Million Livres wurde von andrer Seite dargeliehen.

Das waren erfreuliche Anfänge, und die Amerikaner erkannten dankbar „Vater Franklins" Wirksamkeit; — denn wenn er auch nicht alleine in Frankreich auftrat, um für Amerika zu wirken, so mußten doch selbst seine Mitgesandten anerkennen, daß das, was für Amerika geschehen, ihm alleine zn verdanken war, der als der Liebling des Volkes und des Hofes gelten durfte, ohne daß er von seiner Seite nach dieser Auszeichnung irgendwie die Netze ausgeworfen hätte.

Jetzt kam ihm der einstige Eifer, den er auf die

gründliche Erlernung der französischen Sprache verwendet hatte, erst recht zu Statten und trug für sein Vaterland reichliche Zinsen. Er griff wieder zur Feder, die er so meisterhaft zu führen wußte, um für Amerika zu wirken, und wie er hier mit der Feder wirkte, so setzten drüben, über dem Atlantischen Meere, die Siege der Amerikaner über die Engländer das rechte entscheidende Punktum zu seinen Worten.

Der amerikanische General Gates hatte in einer Schlacht den englischen General Bourgoyne nicht nur besiegt, sondern auch gefangen genommen.

Franklin hatte kaum diese wichtige Nachricht erhalten, als er sie auch dem Könige von Frankreich meldete und nun nicht nur auf die öffentliche Anerkennung der Freiheit und Selbstständigkeit der Amerikanischen vereinigten Staaten, sondern auch auf Abschluß eines Bündnisses zwischen ihnen und Frankreich drang. Wirklich wurden auch alsbald Verhandlungen zu diesem Zwecke zwischen den Amerikanischen Gesandten und dem Minister Frankreichs, dem Grafen von Vergennes, eröffnet, und die Vorbedingungen zwischen ihnen festgestellt, worauf denn der Vertrag zu seinem förmlichen Abschlusse kam.

Das war ein Schritt von einer unermeßlichen Tragweite, von dem die Kunde nicht nur, wie natürlich, in ganz Nordamerika wiederhallte, sondern auch in England und in dem übrigen Europa das größte Aufsehen machte.

Mit dieser Anerkennung der Nordamerikanischen Frei-

staaten trat zugleich die Amerikanische Gesandschaft in Paris öffentlich als solche auf; denn bisher war sie vom Könige nicht öffentlich empfangen worden, was nunmehr feierlich und mit besondrer Achtungsbezeugung für den ehrwürdigen Franklin geschah, worauf sich der Congreß in Amerika beeilte, ein höchst ehrenvolles Anerkenntniß für Franklin folgen zu lassen. Er ernannte ihn zum bevollmächtigten Minister der vereinigten Staaten Amerika's bei dem Könige von Frankreich.

Wäre Franklin ehrgeizig gewesen, sein Ehrgeiz hätte jetzt seine volle Befriedigung gefunden; allein seine Seele bewegte ein anderes Streben, das, den Frieden mit England herbeizuführen und dem erbitterten Kriege, der so viel Menschenblut kostete und soviel Elend und Jammer für Einzelne in seinem Gefolge hatte, ein Ziel zu setzen. Dachte doch der Menschen- und Vaterlandsfreund nie an sich, immer nur an das Wohl seiner Mitmenschen und seines theuren Vaterlandes! Aber er erkannte auch ebenso klar wie er den Frieden als das Heil der Menschheit erstrebte, daß bei der erbitterten Stimmung Englands Friede nicht anders zu erlangen sei als auf dem Wege eines fortgesetzten Krieges, dessen Nachtheile für England allein diesem die Augen öffnen und die Nothwendigkeit des Friedens erkennen lassen könnten. Darum war es sein einziges Streben, jetzt seinem Vaterlande die Mittel zu nachhaltig kräftiger Kriegsführung zu verschaffen, nnd dazu war er grade der rechte Mann. Es gelang ihm vollständig, und erst

als der amerikanische Seeheld Paul Jones den Engländern selbst an ihren eigenen Küsten empfindlichen Schaden zufügte und Englands Handel auf eine höchst schmerzliche Weise Wunden schlug, die heftig bluteten, erst da wurde die Aussicht auf einen heilsamen Frieden hoffnungsvoller, und das Bündniß mit Frankreich gab ihr nachhaltige Wirkung.

In England wußte man recht gut, wer alle diese Nachtheile hervorrief. Wie oft mochte man jenseits des Canals denken: hätten wir Franklin, als wir ihn in unsern Händen hatten, festgenommen und behalten, wie man es je und dann gewollt aber nicht ausgeführt hatte, sein Besitz hätte uns mehr genützt als Armeen und Flotten, die wir jetzt erfolglos aufopfern!

Es war aber zu spät, einen solchen freilich gegen Recht und Gerechtigkeit streitenden Schritt zu thun, und erst nach allen den schweren Kriegsopfern und nach dem offenbar unzweifelhaften Verlust der Nordamerikanischen Besitzungen — dachte man nothgedrungen au den Frieden mit Amerika. Die Mittel, deren man sich persönlich bei Franklin bediente, waren unlauter und unwürdig. Man ließ ihn unter der Hand unterrichten, seine eigene Sicherheit sei selbst in Frankreich gefährdet. Damit aber hatte man sich bei ihm gründlich verrechnet. Es wirkte bei ihm ein Lächeln und die Antwort, daß er ohnehin am Ende seiner Laufbahn stehe, und daß man ihm keine höhere Ehre erweise könne, als daß man ihn zum „Märtyrer oder Blut-

zeugen“ für die amerikanische Freiheit vom englischen Joche mache. Auf die Schmach, die durch den Mord auf England fallen würde, wies er nicht einmal hin.

Als dieß Schreckmittel wirkungslos blieb, und man es als gänzlich verfehlt ansehen mußte, versuchte man ein anderes: nämlich man bot Vortheile an für die Männer, in deren Händen die Sache Amerika's lag. Franklin gab eine Antwort darauf, die, wie man bei uns von einer kräftigen, markigen Zurechtweisung und Abweisung zu sagen pflegt, „das englische Ministerium nicht hinter den Spiegel steckte;“ ja er ging noch weiter, er sandte den Brief dem französischen Ministerium ein. — Nun versuchte man einen dritten Weg: ein Freund Franklins in England ließ sich mit ihm ein über eine Auswechslung der Gefangenen und that Aeußerungen, die nichts mehr und nichts weniger bezweckten, als eine Uneinigkeit und endliche Trennung Frankreichs von Amerika herbeizuführen. Auch diesen Plan durchschaute und verwarf Franklin. Hätte er gelingen könneu, er wäre ein großes Unglück für sein Vaterland geworden, und wie hätte es Franklin vermocht, ihn zu fördern, der Mann, der nur für sein Vaterland lebte? —

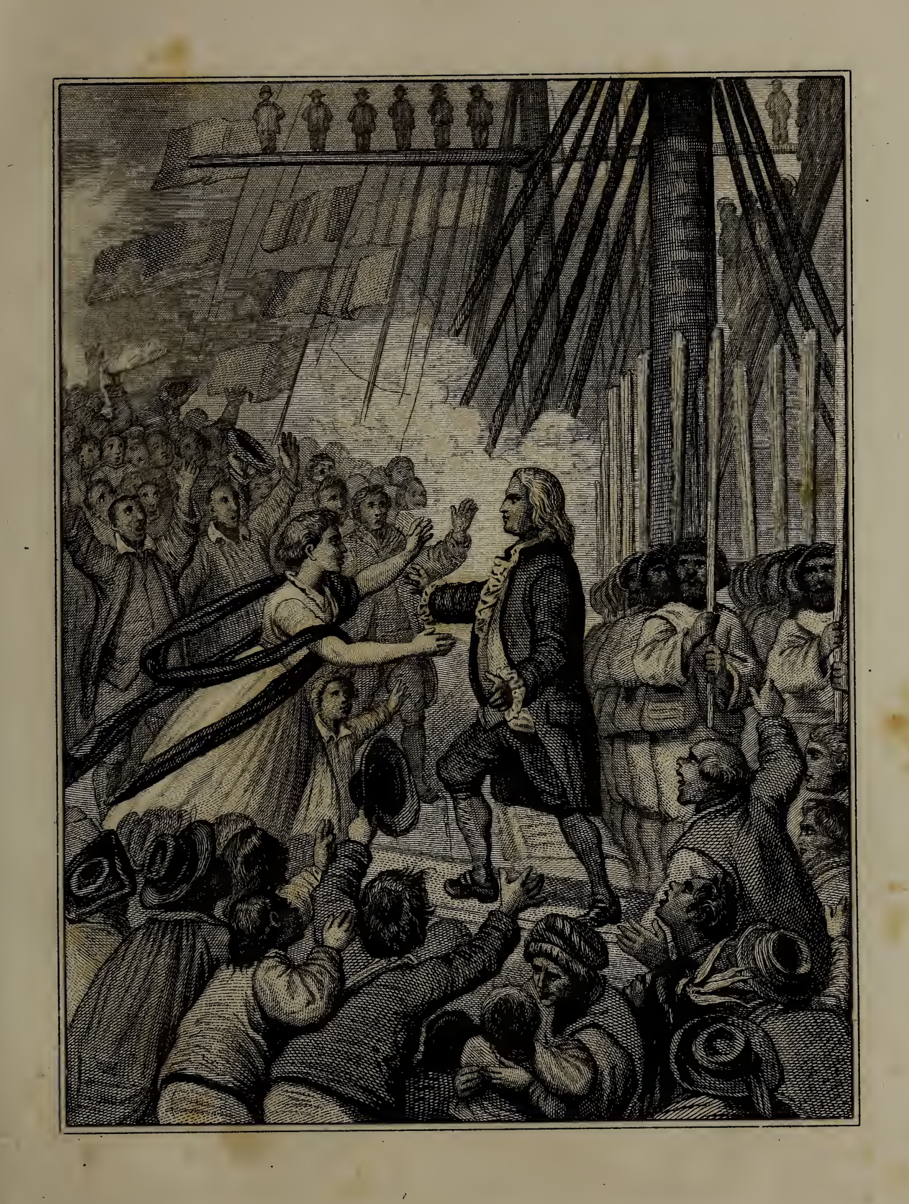
Wie bei ihm, so scheiterten bei Frankreichs Regierung alle Versuche Englands, so lockend sie auch unter andern Verhältnissen hätten sein mögen..

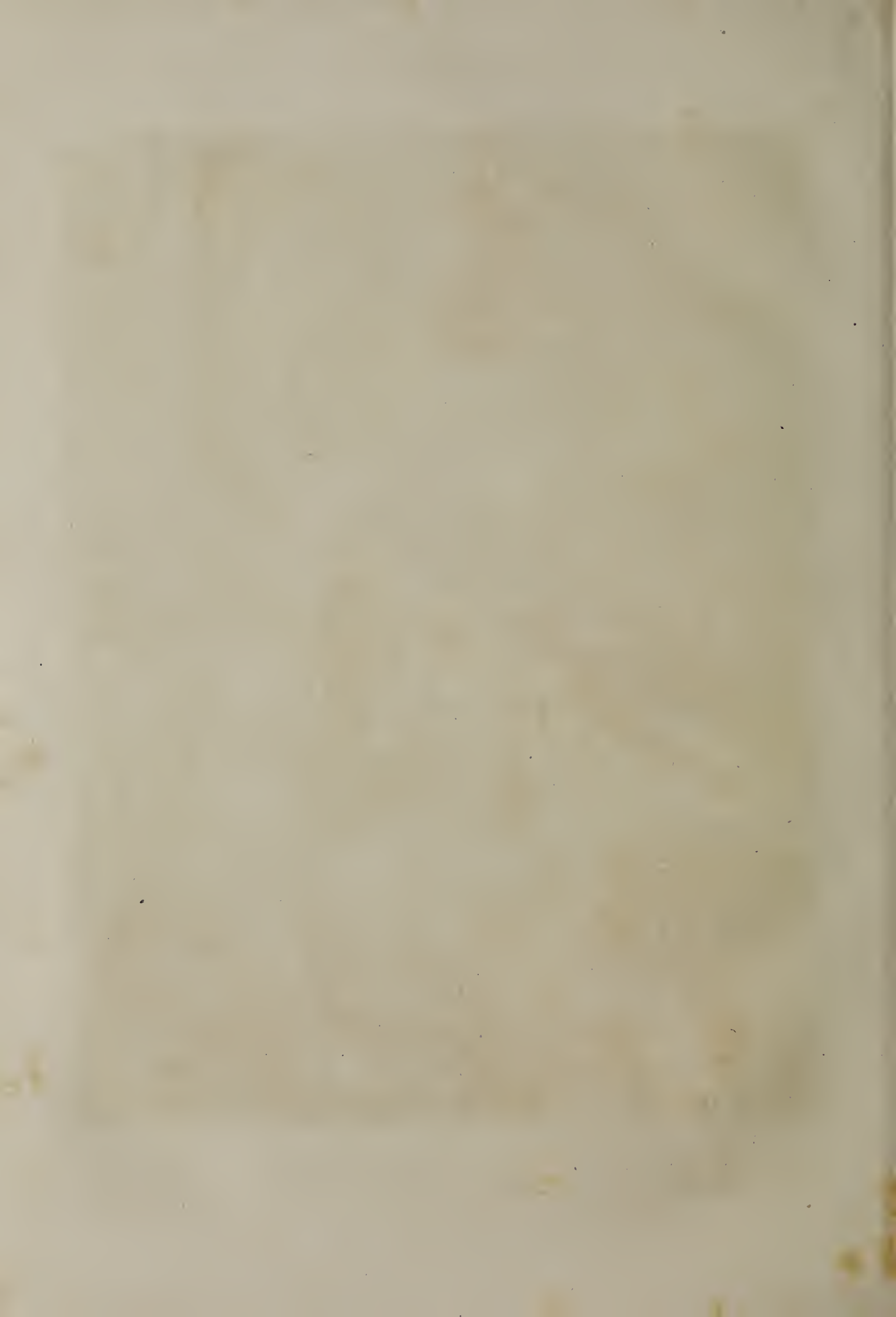
Während diese Schleichwege von England versucht wurden, dauerte in Amerika der blutige Kampf fort, ohne daß die Schwankungen desselben entschiedene Erfolge für

die eine oder andre der kriegführenden Parteien herbeigeführt hätten. Die Amerikaner gewannen von der französischen Hülfe die erwarteten Vortheile, nicht weil beide, Franzosen und Amerikaner, nicht unter einem Oberbefehle standen und sich so nicht in die Hände arbeiteten, wie es hätte sein sollen, und — wie es England fürchtete.

Das hatte Franklin durchschaut, und die Berichte aus seinem Vaterlande bestätigten es vollständig. Er wußte jetzt, wohin er arbeiten mußte, und verfolgte sein Ziel mit seiner gewohnten Festigkeit und Ausdauer, bis es ihm endlich gelang, daß auch die französischen Hülfstruppen in Amerika unter den Oberbefehl des edlen Washington gestellt wurden. Nun aber nahm dort die ganze Kriegsführung eine andere Gestalt an. Washingtons Feldherrntalent errang schnell ein überraschendes Ergebniß, indem er den englischen Oberbefehlshaber mit seinem ganzen Heere in der Stadt Yorktown gefangen nahm. Das war ein Hauptschlag für England, dessen Wucht es furchtbar traf und den Wunsch des Friedens nahe legte. In der Commission, welche Amerika, nachdem in Amerika selbst die Friedensversuche mißglückt waren, nach Paris sandte, war auch Franklin thätig, dem es ein rechter, heiliger Ernst mit dem Frieden war; allein es gab auch da allerlei Anstände, und es bedurfte seiner versöhnenden Thätigkeit recht sehr, wenn nicht wieder das ersehnte Werk mißlingen sollte.

Solange Frankreich mit in die Unterhandlungen ein-





griff, ging es nicht von Statten, weil diese Macht England gern hätte mehr gedemüthigt und erschöpft gesehen. Die amerikanischen Gesandten erkannten das und schritten sofort zu alleinigen Unterhandlungen mit England, die endlich zu einem Ergebnisse führten, ohne daß aber darum der Friede, zu dem ja auch vertragsmäßig Frankreich zutreten mußte, gesichert war. Noch mußte manche unheildrohende Wolke vorüberziehen, ehe endlich der volle und ganze Friede am 3. September 1783 zu Stande kam. Franklins Hauptaufgabe war gelöst.

In Frankreich hatte er viele glückliche Stunden gelebt und verlebt. Er war geliebt, geachtet, verehrt in allen Kreisen, von dem des königlichen Hofes bis zu denen des Volkes. Er stand in dem lebhaftesten Verkehre mit den ausgezeichnetsten Gelehrten wie mit den Gebildetsten dieses Volkes. An Allem, was auf das Menschenwohl Bezug hatte, nahm er den lebhaftesten Antheil, und sein Einfluß war nach allen Richtungen ein bedeutender. Und doch hatte der Ehrenmann Feinde und unter diesen als den bittersten jenen Arthur Lee, der mit ihm als Commissair der Amerikanischen Regierung nach England abgesandt worden war.

Dieser Ränkemacher und Verleumder hörte nicht auf, Alles aufzubieten, das Vertrauen auf Franklin in Amerika zu untergraben. Dennoch gelang es diesem unwürdigen Menschen nicht, und als Franklin, der Quälereien müde, selbst um seine Zurückberufung aus Frankreich bat, verweigerte der Congreß seine Abberufung in einer ehrenvollen Weise.

Dieß freute den tiefgekränkten Ehrenmann ungemein, weil der Congreß sowohl den Verläumdungen als seiner eigenen Bitte nicht nachgab, ihn zurückzuberufen.

Trotz allem dem wünschte und erbat er sich wiederholentlich die Abberufung, bis er dann endlich im Anfang des Mai 1785 seine Rückreise antreten konnte.

Allgemein war in Frankreich das Bedauern, daß der verehrte Greis schied. Selbst der König äußerte seine Betrübniß darüber.

Aber es war Zeit für ihn. Er litt heftig an der Gicht und andern höchst quälenden Uebeln, und er entbehrte aller Pflege, besonders aller weiblichen. Stand er doch im Grunde genommen einsam und verlassen in seinem häuslichen Leben in seinem Landhause in Passy, einem Dörfchen nahe bei Paris, das er während der langen Zeit seines Aufenthaltes in Frankreich bewohnte, und das er seiner gesunden und herrlichen Lage wegen liebgewonnen hatte. Er sehnte sich nach der liebevollen Pflege seiner Tochter, und darum freute er sich seiner Heimkehr.

Alle die bitteren Verleumdungen seiner Feinde, alle ihre Anschwärzungen vermochten nicht, der Liebe und Verehrung Abbruch zu thun, die er in Amerika genoß; denn als er am 14. September 1785 in Philadelphia landete, hatte sich eine unabsehbare Volksmenge versammelt, die ihn vom Landungsplatze bis zu seiner Wohnung mit Achtungsbezeugungen und jubelnden Zurufen begleitete. Zuschriften voll Dankbarkeit und Liebe wurden ihm von allen Seiten

überreicht; aber der liebste Gruß war ihm ein Brief Washingtons voll aufrichtiger Hochachtung. Er pries sich glücklich, und sein Herz war voll Dankes gegen Gott, als er alle die Seinen gesund und wohlauf fand, als sie den geliebten Vater und Großvater freudig begrüßten, der nun im achtzigsten Lebensjahre, nach langer Entfernung, wieder in ihre Mitte trat. Und dieser Kreis: seine Tochter Sarah, vermählt an einen Herrn Bache, und ihre sechs Kinder umfingen ihn mit der reichsten Liebe.

An seinem Sohne, den die englische Regierung dadurch, daß sie ihn zum Gouverneur ernannt, fest an sich gefesselt hatte und zwar sosehr, daß er, während der greise Vater für die Freiheit Amerika's lebte und wirkte, die königlich Gesinnten in New-York selbst gegen seine amerikanischen Landsleute in den Kampf geführt, hatte Franklin bitteren Kummer geärndtet; aber er wollte nicht nach Amerika zurückkehren, ohne daß er sich mit ihm ausgesöhnt. Er schrieb ihm, denn sein Sohn war nach England ausgewandert, und hatte dann eine Zusammenkunft mit ihm, als das Schiff, welches Franklin nach Amerika zurücktrug, in Southampton in England anlegte. Die Versöhnung fand statt, und es war doch wieder ein besseres Verhältniß zwischen Vater und Sohn hergestellt, wenn es auch gleich die Innigkeit nie wiedergewann, die es nach Gottes Ordnung und des Menschenherzens Gefühlen hätte haben sollen.

Ein Lieblingsgedanke des greisen Ehrenmannes war es,

nunmehr in Zurückgezogenheit und in dem Gedanken an die höhere Welt, der er entgegenging, zu leben, fern von den Geschäften der Regierung und des öffentlichen Lebens.

Bald genug aber sah er ein, daß das eine eitle Hoffnung sein würde. Sein Heimathstaat erhob ihn zu seinem Präsidenten, nämlich Pennsylvanien. In dieser Stellung war er ganz wie früher. Seine achtzig Jahre hatten weder die geistige Frische noch die Regsamkeit des Geistes, noch seine Thätigkeit vermindern können. Mit voller Seele warf er sich in den Strom der Geschäfte und erfüllte reichlich das nicht kleine Maß seiner Berufsthätigkeiten.

Im Jahre 1788 unterwarf das Volk der vereinigten Staaten die Verfassung einer Durchsicht, um etwaige Lücken auszufüllen und etwa Nichtprobehaltiges oder unbrauchbar Erfundenes auszumerzen. Auch zu diesem wichtigen Werke wurde er erwählt, und wie er sich dem Dienste des Vaterlandes nie zu entziehen für Pflicht hielt, so nahm er denn auch dieses wichtige Geschäft willig auf seine alten Schultern.

Es ist ein schönes Zeugniß für sein frommes Gemüth, daß es sein erster Antrag in dieser so wichtigen Versammlung war, daß jede Sitzung möge mit einem Gebete eröffnet werden, damit der Segen des Herrn auf den Verhandlungen ruhen möge, die einem ganzen, großen Volke zu gut kommen sollten; aber ein ebenso trauriges Zeugniß

war es für den Geist der Versammlung, daß nur Wenige, wirklich verschwindend Wenige diesem Antrage zustimmten. Daß diese Richtung ihn innerlich schmerzlich verletzte, that seinem Wirken keinen Eintrag. Es war nicht seine Schuld, und das Gute aufrichtig gewollt zu haben, blieb sein Trost. Seine Wirksamkeit in der Versammlung war trotz seines hohen Alters eine eingreifende, lebhafte und wohlthätige.

Mit der Annahme der durchgesehenen Verfassungsurkunde endete er seine öffentliche Wirksamkeit, nicht aber die, welche dem Vaterlande heilsam war und heiligen Zwecken diente. Wie hätte ein Mann, der noch ganz die geistige Frische sich bis in's hohe Alter bewahrt hatte, irgend etwas sich theilnahmlos entgehen lassen können, was edel und gut war? Hatte er ja doch durch sein langes Leben hindurch solchen Zwecken Kraft und Thätigkeit zugewendet, wie hätte er es nahe dem Zeitpunkte unterlassen können, den der Heiland bezeichnet mit den Worten: „Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt „hat, solange es Tag ist, ehe denn die Nacht kommt, wo „Niemand wirken kann?“ —

Insbesondere war es die Verbesserung der Anstalten für verwaiste Kinder, auf welche die zahlreichen Waisen, die der Krieg mit England gebracht, ihn unabweisbar hinleitete. Ebenso war es seinem Herzen ein Bedürfniß, die Lage der Gefangenen in den Gefängnissen in's Auge zu fassen, und die Sorge, auch gefangene Verbrecher vor Mißhandlung durch die Gefängnißwärter zu schützen.

Der wunde Fleck Amerika's, der schreiendste Widerspruch in einem Lande, das als ersten und obersten Grundsatz die Freiheit seiner Bürger und die vollen Menschenrechte für Jeden aufstellt, die Negersklaverei in den südlichen Staaten Amerika's, dieser wunde Fleck, welcher in der Gegenwart der Grund zu einem verheerenden Bürgerkriege in den Staaten Amerika's geworden ist und die vereinigten Staaten zu zerreissen droht, konnte einem Manne, der ein so menschenfreundliches Herz in der Brust trug, dessen Lebensthätigkeit eine fortgesetzte und werkthätige Frömmigkeit war, nicht entgehen und seiner Beurtheilung sich nicht entziehen. Er selbst hatte einen Verein gestiftet, der es sich zur Aufgabe stellte, auf die Abschaffung der Sklaverei hinzuwirken. Nicht nur arbeitete er Aufsätze und Schriften aus, die diesem Zwecke zu dienen bestimmt waren, sondern er veranlaßte auch eine Vorstellung an das Volkshaus, welche diese Sache mit den schlagendsten Gründen beantragte, besonders die Abschaffung des Sklavenhandels. Als selbst im Volkshause Einer es wagte, der Sklaverei und dem Sklavenhandel das Wort zu reden, da regte sich in ihm der freudige Muth, einer guten Sache mit allen seinen Kräften zu dienen. Er griff zur Feder und ließ in einem öffentlichen Blatte Pennsylvaniens eine Zuschrift an diesen Vertheidiger drucken, die zu dem Besten gezählt werden darf, was er jemals geschrieben. Es war dieß wahrscheinlich die letzte Arbeit seines Lebens, wenig-

stens die letzte, welche er selbst in die Oeffentlichkeit brachte.

Die Zeit war indessen gekommen, wo die Stunde allmählig herannahete, welche ein Mann wie Franklin mit der freudigsten Hoffnung begrüßen kann, die Stunde, da die Fesseln dieser Erde und der Leiblichkeit fallen. Seine letzten Lebensjahre, wenigstens die zwei letzten, waren Jahre des schmerzhaftesten Leidens. — Er litt nämlich an so heftigen Steinschmerzen, daß er kaum mehr zu stehen vermochte und nachher genöthigt war, fast ununterbrochen das Bett zu hüten.

Freilich war er auch in dieser Lage nicht unthätig. Wenn er allein war, das heißt frei von Besuchen, las er, ließ sich vorlesen und dictirte Anderen das in die Feder, was er etwa zu schreiben hatte. Allein war er etwa schon in seinen gesunden Tagen der Berather unsäglich Vieler, die bei seiner Erfahrung und Weisheit sich seines Rathes bedienen wollten, so glaubte Jeder, sich eilen zu müssen, um sich seines Rathes zu erfreuen, ehe der Sonnenuntergang seines Lebens herannahte.

Abgesehen von dem außerordentlich großen Freundeskreise, den die theilnehmende Liebe an sein Lager führte, fand man häufig um ihn versammelt die Glieder des Volkshauses von Pennsylvanien, die Räthe der Stadt Philadelphia, andere Beamte des Landes und der Stadt. Allen gab er mit der vollen Klarheit des Geistes Rath und Beistand, der ihnen diente und ihnen förderlich war;

aber wer konnte zählen die Belasteten, Bedrängten, Dürftigen und Armen, die seine Hülfe suchten? Keiner durfte zurückgewiesen werden, so verlangte er es, und sein Wille war denen, die in Liebe ihn pflegten, heilig. Da konnte man heilige Worte des Trostes und der Beruhigung hören, die er mit frommem Gefühle sprach; da vernahm man Ermahnungen, die wunderbar die Herzen ergriffen; da waren sie Zeugen, wie er Gaben der Barmherzigkeit spendete, aber nie, ohne daß ein Wort der tiefeingreifendsten Mahnung, der tröstenden Liebe, des ernstesten Hinweisens auf den Herrn im Himmel sie begleitete.

Wiesehr Franklin überall das praktisch Vortheilhafte im Auge hatte, das erwies sich darin, daß er in Stunden, in denen er nicht durch Besuche behelligt war, seinen kleinen Enkel an sein Bett rief und ihn spielend das Buchdrucker-Handwerk lehrte. Dann pflegte er wohl zu den Aeltern zu sagen: der Kleine muß frühe arbeiten lernen und einsehen, daß Arbeit der alleinrichtige Weg zu einem ehrenwerthen Bestehen und Fortkommen in der Welt ist. Ich werde es ihm oft wiederholen, daß ich auf diesem Wege ein sorgenfreies Alter und eine geachtete Stellung in der Welt errungen habe.

Wie tief blickte da Franklin in die jugendliche Natur und in die nothwendige frühe Gewöhnung an eine nützliche Thätigkeit! Er gerade war ja der lebendige Beweis für die Wahrheit des schönen Sprüchworts: „Handwerk hat einen goldenen Boden.“ Freilich darf dabei mein junger

Leser nicht vergessen, was neben der leiblichen Arbeit der ehrenwerthe Franklin that, nämlich daß er bereit war, jede Gelegenheit zu benutzen, um durch geistige Bildung sich zu bereichern, denn beides: Arbeit und Selbstbildungstrieb waren die Wegweiser an seinem Lebenswege, über beiden aber stand, sie beherrschend, Gottesfurcht und Redlichkeit, und aus dieser Quelle floß die befruchtende Nahrung den beiden.

Welch ein Friede in seiner Seele über seinen Lebensgang wohnte, das drückte er durch die zu den Seinen gesprochenen Worte aus: „Wenn ich mein Leben noch einmal zu durchleben hätte, so würde ich es ruhig und freudig wieder so anfangen, wie ich es geführt.“ Sein zwei Jahre dauerndes, oft von den heftigsten Schmerzen begleitetes Leiden trug er mit einer Geduld und Ergebung, welche seine Angehörigen und Freunde tief rührte. Nie wehklagte, nie murrte er. Sein Leiden sah er an als von Gott gesendet, und so fühlte er tief die Verpflichtung, es stille duldend hinzunehmen und zu tragen mit dem Muthe des Glaubens.

Je näher die Stunde des Todes kam, desto liebreicher und dankbarer war er gegen die, welche ihm seine Leiden milderten.

Zu den Steinschmerzen hatte sich ein Lungenleiden, eigentlich ein Geschwür in seiner Lunge gesellt. Als dieß aufbrach, fühlte er, daß seine Stunde gekommen sei. Als er das gegen seine Tochter aussprach, wollte diese es ihm

ausreden und meinte, er könne und werde noch länger leben. Er schüttelte die schneeweißen Locken seines Haares und sagte: „ich hoffe es nicht!“ Er wußte ja, wie schwer er litt, und die leise Sehnsucht nach der Erlösung von seinen Qualen zog manchmal durch seine Seele und lenkte sie betend nach Oben.

Wie er es geahnt, so kam es. Das Aufbrechen des Lungengeschwürs führte sein Ende herbei.

Sanft und friedlich entschlief er am 15. April 1790, in einem Alter von 84 Jahren, eilf Monaten.

Eine unbeschreibliche Freude hatte ihm nicht lange vor seinem Tode ein Brief des edeln Kämpfers für die Freiheit Nordamerika's, George Washingtons, bereitet, in dem sich die Verehrung, die er für den greisen, dem Tode nahen Freund fühlte, in beredten Worten kundgibt, in Worten, welche so recht eigentlich den vollen Inhalt des Lebens Franklins ausdrücken. Er sagte: „Wenn es ei-
„nem Menschengeiste wohlthun kann, für sein
„Wohlwollen verehrt, für seine Talente bewundert,
„für seine Vaterlandsliebe geachtet, für seine Men-
„schenliebe geliebt zu werden, so muß Ihnen das
„wohlthuende Bewußtsein geworden sein, nicht ver-
„gebens gelebt zu haben. Ich schmeichle mir selbst,
„daß es nicht zu den wenigst wohlthuenden Ereig-
„nissen in Ihrem Leben zählen wird, wenn ich, so-
„lange ich denken kann, an Sie mit Achtung, Ver-
„ehrung und Liebe denken und stets sein werde Ihr
„treuer Freund

George Washington.“

Das waren Aeußerungen eines Mannes von ebenso unbestechlicher Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe, als Franklin selber Einer war, und je größer in seiner Brust

die Liebe und Verehrung für George Washington war, desto wohlthuender mußten ihm diese Worte gewesen sein. Sie waren für ihn ein erquickender Sonnenstrahl bei'm sinkenden Abende.

Als die Todesnachricht durch Philadelphia lief, war eine allgemeine Trauer in der ganzen Stadt. Jeder fühlte, daß der beste Bürger, der edelste und gemeinnützigste Freund und Wohlthäter aller Bürger und des öffentlichen Wohles sein Auge im Tode geschlossen. Tiefer noch fühlten es die Armen und Nothleidenden, was sie an ihm und mit ihm verloren. Aber der Kreis der Trauernden erweiterte sich immer mehr, je mehr die Zeitungen die Nachricht von seinem Tode verbreiteten.

Selbst die, welche in Ansichten und Meinungen weit von ihm abwichen, erkannten seinen unersetzlichen Werth trauernd an, und in mancher Brust, aus der feindselige Worte oder Handlungen gegen ihn hervorgegangen waren, regte sich der Wurm, der nicht stirbt.

Die gesetzgebende Versammlung des Staates Pennsylvanien feierte durch öffentliche Trauer sein Andenken, und die Nationalversammlung in Paris that desgleichen.

Einen Leichenzug wie den Franklins hatte Philadelphia bisher niemals und später nie mehr gesehen. Es war als ob der Vater von Tausenden tieftrauernder Kinder zu Grabe getragen würde.

In seinem Testamente vermachte er seinem Sohne William Franklin die Landbesitzthümer, welche in Neu-Schottland lagen, und seine kostbare Bibliothek oder Büchersammlung. Seiner Schwester, die er durch's ganze Leben treu geliebt, und die von dieser Liebe zahlreiche, thatsächliche Beweise empfangen hatte, vermachte er ein Haus und eine sie vor Noth schützende Leibrente. Sein ihm beson-

ders lieber Enkel William Temple Franklin erhielt dreitausend Acker Landes, welche ihm einst im dankbaren Andenken dessen, was er für Amerika geleistet, die Regierung des Staates Georgien geschenkt, und eine bedeutende Geldsumme. Das Hauptvermögen aber empfing seine Tochter Sarah, die ihn so liebevoll gepflegt, ihr Gatte, der ihm im besten Sinne ein Sohn gewesen war, und deren Kinder.

Freunde und andere Verwandte wurden mit Legaten bedacht. Washington empfing den Stock, den er eine lange Zeit seines Lebens getragen, und auch er führte ihn als ein theures Zeichen der Liebe eines treuverehrten Freundes. Die Schule in Boston, in der er unterrichtet worden, bedachte er aus reiner Dankbarkeit. Für Boston und Philadelphia gründete er durch ein Capital eine Art Hülfs- und Vorschußbank für unbemittelte Handwerker, im Rückblick auf die Zeit seines Ringens mit Armuth und Dürftigkeit.

Er hatte gewünscht, an der Seite seiner Frau zu ruhen, und verordnet, daß Eine Marmorplatte beide Gräber decke, die keine andere Inschrift tragen sollte als die einfachen Namen der darunter Ruhenden. Mit Treue wurde das, was er verordnet, ausgeführt.

Bedurfte es noch etwas mehr als des Namens: Benjamin Franklin, um das Grab eines Ehrenmannes, das Grab eines Volks-, Vaterlands- und Menschenfreundes von seltenem sittlichem Werthe, eines rechten Wohlthäters seiner Menschenbrüder und — eines wahrhaft demüthigen, herzensfrommen Mannes zu bezeichnen und sein Andenken im Segen zu erhalten?

Wiesbaden. Druck von Adolph Stein.



Im Verlage von **Julius Niedner** in Wiesbaden erschien ferner
von

W. O. v. Horn,

Verfasser der Spinnstube.

Der Orkan auf Cuba.
Das Erdbeben von Lissabon.
Brand von Moskau.
Das Leben des Prinzen Eugenius.
Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.
Ein Kongo-Neger.
Der Ostindienfahrer.
Der Herr ist mein Schild.
Zwei Savoyardenbüblein.
Gottfried Pollmann.
Die Boorenfamilie von Klaarfontein.
Der Strandläufer
Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.
Die Vergeltung.
Die Korsarenjagd im indischen Inselmeer.
Der Biberfänger.
Das Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.
Die Gemsjäger.
Simon. Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien.
Die Eroberung von Algier.
Das Leben und die Thaten Hans Joachim von Zieten's.
Vormund und Mündel.
Wie einer ein Walfischfänger wurde.
Von Einem, der das Glück gesucht.
Blücher's Schützling.
Belagerung von Wien.
Lohn einer guten That.
Christian Fürchtegott Gellert.
Der alte Vincke. Ein Lebensbild.
Von dem frischen und muthigen Seydlitz. Ein Lebensbild.
Der Mulatte. Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben in Florida.
Auf dem Mississippi. Mittheilungen eines Deutschen in Amerika.
Carl Friederici's Kriegsfahrten anno 1813 und 1814.
Johann Jakob Astor.
Der Engel der Gefangenen.
Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.
Diamantina.
Das Pathengeschenk.
Der Domrabe.
Der Weißkopf.
Der Gaucho.
James Watt. Der Erfinder.
Georg Stephenson, der Mann der Eisenbahnen.
Admiral de Ruiter. Lebensbild eines Seehelden.
Hanns Conrad Escher von der Linth. Lebensbild eines braven Schweizer.
Schloß-Nobbele.
Hualma. Die Peruanerin.
Olaf Thorlacksen.
Die Silberflotte, oder der Herr verläßt die Seinen nicht.
Zwei Ausbrüche des Vesuv's.
Während und nach der Zerstörung von Magdeburg.
Franz Drake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat. — Anhang. Geschichte der Einführung der Kartoffeln in Europa.

Elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag.

Preis jedes Bändchens mit 4 Stahlstichen:

$7\frac{1}{2}$ Ngr. oder 24 Kr. Rh.

Jedes Jahr erscheinen weitere 5 Bändchen.

Druck von A. Stein in Wiesbaden.